

DER SCHLUSSMACHER

Peter Treichl trennt, wer sich selbst nicht zu trennen traut.

SCHLUSS MACHEN, SEITE 14

INTERVIEW

EXIT-Vizepräsident Bernhard Sutter über das Selbstbild der Non-Profit-Organisation.

SCHLUSS MACHEN, SEITE 18

GESCHLECHTERBILANZ

Warum fehlt es an der ETH an Frauen?

EXTRAS, SEITE 31

AZB
CH-8092 ZÜRICH
P.P./JOURNAL

POLYKUM

Zeitung des Verbands der Studierenden an der ETH

N° 9

2013
2014

9. Juni



/// **Schluss machen** ///

Multiplizieren Sie Ihre Möglichkeiten.



Die Schweiz, unser Unternehmen.
www.stelle.admin.ch



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra



EDITORIAL

Aus und vorbei

Wäre Schluss machen eine so einfache Angelegenheit wie der Titel dieses Texts, hätten wir nie so viele verschiedene Ansichten darüber in dieser Ausgabe zusammenbringen können. Dabei hätten wir noch viel mehr zu schreiben gehabt, doch irgendwo muss man ein Ende setzen, auch wenn es ums Ende selbst geht. Dies hat uns mit den unterschiedlichsten Gesichtern überrascht: mit mutigen wie dem der unheilbar kranken Frau, mit der wir sprachen. Mit verschmitzt lachenden wie dem des

professionellen Schlussmachers, dem wir begegneten, oder mit jugendlich schönen, doch unendlich verzweifelten wie dem des jungen Menschen, der Unterstützung bei der Patientenhilfsorganisation EXIT sucht.

Die Schweiz gehört zu den wenigen Länder in Europa, in denen Sterbehilfe unter bestimmten Bedingungen legal ist. Das wird jedoch kontrovers diskutiert – auch in unserem Dossier ab Seite 12.

Was mir persönlich bei der Arbeit an dieser Ausgabe klar wurde: Vorm Ende kann man sich nicht drücken. Irgendwann ist die Auseinandersetzung damit da, sei es die Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben oder dem eines Angehörigen oder Freundes.

Dabei stellt einen das Leben fast schon täglich vor Situationen, in denen man zum Ende kommen muss, oder selbst den Laufpass für etwas bekommt. Und dann ist da plötzlich, in den meisten Fällen, etwas Neues.

Auch unser früherer Chefredaktor Ken Zumstein hat Schluss gemacht: Nach 17 Ausgaben des Polykum, die unter seiner Leitung entstanden, lockt ihn das Kino. Vielleicht auch das Fernsehen. Am besten gleich beides. Wir trauen dir alles zu, Ken, sagen Danke und alles Gute. Und weil Kens Entscheidung zu gehen nicht nur für ihn einen Neuanfang bedeutet, wünsche nun *ich* euch viel Spass beim Lesen dieser Ausgabe!

Julia Fauth
Redaktionsleiterin Polykum
julia.fauth@polykum.ethz.ch

VSETH

Präsi-kolumne 4

Schluss machen mit dem Studienjahr

Kolumne 5

Auf nach Bern

Recruiting 6

Warum machst du das?

Mensa reloaded 8

Bargeldlos das Zmittag zahlen?

CAMPUS

Duell 9

Per SMS Schluss machen

Verrückte Wissenschaft 10

»Wie heiss macht dich das?«

Find ich geil, weil... 10

Dinos

Polykum macht's 11

Weck das Kind in dir

SCHLUSS MACHEN

Heimweh 12

Auf Distanz zu Hause

Ich bin dann mal weg 13

Der Einsiedler

Trennung 2.0 14

Der Schlussmacher

Sterbehilfe 18

Im Gespräch mit dem EXIT-Vizepräsidenten

Reportage 20

Zu Besuch im Zürcher Lighthouse

Interview 22

Nachgefragt beim Bischof von Chur

Mikro-Interview 23

Das sagt das Bundesamt für Justiz

Essay 24

Über den Tod der Naturwissenschaft

EXTRAS

Gastro-Tipp 26

Schluss mit Sushi

Musik 27

Inventionen

Rückblick 28

6 Jahre Polykum

Impressum 29

Kurzgeschichte/Horoskop 30

Nie wieder Aufschub & Ab in die Ferien

Kolumne 31

Frauenförderung ohne Resultat

Kruxerei 32

Der neuste Fall der drei Sonderzeichen



11 Polykum macht's



24 Essay



13 Der Einsiedler



22 Zu Besuch bei Dr. Vitus Huonder



8 VSETH

PRÄSIKOLUMNE

Schluss machen mit dem Studienjahr



Julia Wysling

BILD: VSETH

Mit dem Semesterende gilt es auch, mit dem Studienjahr Schluss zu machen. Wie bei jeder Trennung durchläuft man mit dem Anfang der vorlesungsfreien Zeit eine Reihe von Phasen.

PHASE 1: VERLEUGNUNG

Das Semester ist vorbei? Nicht mit mir. Der Wecker klingelt weiterhin am Morgen, nach dem Frühstück bin ich schon fast auf dem Weg zur ETH, bevor ich realisiere, dass dort heute keine Vorlesungen stattfinden. Zutiefst betrübt setze ich mich an den Schreibtisch und beginne zu lernen, um nicht darüber nachdenken zu müssen, wie toll es jetzt in der spannenden Vorlesung wäre.

Um ehrlich zu sein: Ich habe diese Phase noch nie durchlebt, drum geht's direkt zu:

PHASE 2: GEFÜHLSCHAOS

Das Auf und Ab beginnt – und mit *dem* kann ich mich als ETH-Studentin wirklich identifizieren. Je nach Stimmungslage ist man erleichtert, das Semester sicher hinter sich gebracht zu haben, oder man schlottert vor Angst, weil's ja nur noch zwei Monate bis zum Beginn der Prüfungssession sind. Von Feriengefühl bis Hoffnungslosigkeit ist alles dabei; die Tätigkeiten entsprechen in diesen Tagen der jeweiligen Gefühlslage und reichen von Sonnenbaden am See über fleissiges Lernen bis zu deprimiertem vor-dem-Fernseher-Sitzen.

PHASE 3: NEUORIENTIERUNG

Langsam verstehen wir, was gerade passiert ist. Es ist vorbei, das Semester hat sich von uns getrennt – es gilt, sich neu zu orientieren und weiterzuleben. In dieser Phase werden all die Lernpläne nützlich, die man mal geschmiedet hat – oder man schmiedet gleich neue, die alten waren ja nicht so perfekt, wie wir uns jetzt fühlen. Das Lernen läuft so geschmiert wie noch nie, und das soziale Leben kann wieder in dosierter Form genossen werden. Ob's jetzt an Mitbewohner Cyrill liegt, der einem jedes dritte Bild auf ggag zeigt, weil's sein absolutes Lieblingsbild ist(!), oder nur an einer komischen Situation in der Bibliothek – man kann wieder lachen. Und ehe man sich's versieht, stehen die Prüfungen vor der Tür. Nur dank ihnen kann man sich endlich ganz vom Studiensemester trennen.

PHASE 4: NEUBEGINN

Nach den Prüfungen schwebe ich jeweils wie auf Wolken – alles ist fluffig, unbedeutend und macht Spass. Auch wenn nicht viel Zeit für Ferien da ist – das Feriengefühl ist auf jeden Fall instantan nach der Abgabe des letzten Prüfungsbogens vorhanden. Und sobald das ein bisschen verflogen ist, beginnt zum Glück schon das nächste Semester, in das man sich verlieben kann. Einfach nicht daran denken: Auch dieses Semester wird uns irgendwann verlassen, und der Trennungsschmerz geht von vorne los. Geniessen wir also lieber die gemeinsame Zeit.

In diesem Sinne: Ich wünsche euch kurze Phasen eins und zwei, eine nicht zu lange Phase drei und eine nicht enden wollende Phase 4. So oder so: Viel Erfolg bei den Prüfungen!

Julia Wysling
VSETH-Präsidentin
julia.wysling@vseth.ethz.ch

Auf nach Bern

TEXT: Hermann Blum



BILD: ZVG

Wer sich so sehr für ein Studium oder einen Beruf begeistern kann, dass er praktisch sein ganzes Leben darauf ausrichten möchte, sollte auch die Möglichkeit dazu bekommen. Deshalb engagiere ich mich im Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) für die Stipendieninitiative. Diese fordert Grundregeln für alle Stipendien in der Schweiz, damit die Wahl des Studienortes und Studienfaches nicht vom Herkunftskanton abhängen. Nachdem ich den VSS jetzt ein Jahr lang kennenlernen durfte, habe ich an der letzten Delegiertenversammlung Anfang Mai für den Vorstand kandidiert. Auch dank eurer Unterstützung – denn eure Vertreter haben mich vorgeschlagen – wurde ich per September in unsere nationale Interessenvertretung nach Bern gewählt.

An der ETH geht es uns ein bisschen wie den Leuten aus ›Winterfell‹ am Anfang meiner Lieblingsserie ›Game of Thrones‹: Lange schon ist kein Vertreter von uns in die Hauptstadt geritten, um dort im VSS-Vorstand zu sitzen. Von den ganzen Intrigen und Scharmützeln in der Hauptstadt wollen wir uns ja auch gar nicht ablenken lassen, schliesslich ist das ETH-Studium zeitaufwendig genug. Spätestens wenn es um Erasmus oder die Studiengebühren an den beiden ETH geht, lohnt sich aber ein Blick über die eigenen Burgmauern. Solche Entscheidungen werden direkt in den Gemächern des Bundeshauses getroffen, und darum reist der VSETH-Vorstand wöchentlich nach Bern, um sich dort Gehör zu verschaffen. Weil die anderen Studierendenschaften uns und unsere Anliegen unterstützen und weil wir erst mit einer gemeinsamen Stimme wirklich ernst genommen werden, ist der VSS für uns so wichtig.

Leider jedoch kennt kaum jemand an der ETH diesen

mysteriösen Verein. Ab September werde ich euch daher regelmässig von den neusten Ereignissen im VSS und hoffentlich auch von unseren Erfolgen für die Studierenden berichten. Bis dahin habe auch ich noch einige Prüfungen zu schreiben. Ich wünsche uns viel Erfolg!

STECKBRIEF

Name: Hermann Blum

Studium: Elektrotechnik und Informationstechnologie

Spitzname: Hörmi

ETH-Top: Die GESS-Fächer. Ich finde es unglaublich entspannend, mich zur Abwechslung mit einer Sprache, mit Philosophie oder einem gesellschaftlichen Thema auseinanderzusetzen – und den Kopf frei von Zahlen und Formeln zu bekommen.

ETH-Flop: Die ETH ist eine der besten technischen Hochschulen der Welt – und in keiner einzigen Mensa bekommen wir es hin, den Kundenstrom sinnvoll zu regeln. Von der Bezahlung mit Legi ganz zu schweigen.

Wieso VSS: Weil ich überrascht war, wie viele Menschen uns zuhören und die Meinung der Studierenden sehr ernst nehmen. Man steht vor dem Bundeshaus; und die Abgeordneten laufen einfach vorbei und reden mit dir, das ist super. Und ganz nebenbei macht man neben dem Studium noch was Produktives.

Ziele: eine tolle Kampagne zur Stipendieninitiative zu fahren und mehr Leuten an der ETH zu zeigen, wie spannend das Engagement im VSS ist

Freizeit: Musik machen, Sport treiben, Freunde & Mitbewohner vom Üben lösen abhalten, ins Schauspielhaus gehen, die Welt entdecken

Wo immer du mit deiner Bewerbung landen möchtest.



Shirin S.
Bachelorstudentin D-BIOL



> www.eth-gethired.ch

ETH GET HIRED

The job platform for talent made in Switzerland

RECRUITING

Warum machst du das?

Trotz Mehraufwand lohnt es sich, beim VSETH aktiv zu werden.

VON Simone Schmieder UND Clemens von Gronau

Als VSETH-Vorstand muss man sich immer wieder denselben Fragen stellen: Wieso engagierst du dich? Braucht das nicht zu viel Zeit? Ist das nicht sehr stressig? Deswegen wollten wir an dieser Stelle von den Vorständen wissen, was sie zur Ar-

beit motiviert und welche Gründe es gibt, sich für die ETH-Studierenden einzusetzen – und nicht damit aufzuhören. Es kann ja nicht alles schrecklich sein an der Arbeit, oder?



JULIA WYSLING
Präsidium seit September 2013
STUDIUM: Mathematik im Bachelor

In der Vorentscheidung der Rektorenwahl, als es galt, das Kandidatenfeld von vier auf zwei oder eine Person zu reduzieren, durfte ich die Sicht der Studierendenschaft zu den Kandidierenden vortragen. Unsere Einschätzung wurde von den Professorinnen und Professoren sehr ernst genommen.



LIA BAUMANN
Kommunikation seit September 2013
STUDIUM: Lebensmittelwissenschaften im Bachelor

Weil wir Projekte wie die «Eisbahn auf dem Höngg» umsetzen können. Zu Beginn war das eine verrückte Idee, dann war's ein Konzept, und nach zwei Monaten stand eine Eisbahn auf dem Campus! Wo sonst kann man solche Projekte auf die Beine stellen?



SIMONE SCHMIEDER
Vizepräsidium & Kommunikation seit April 2013
STUDIUM: Bauingenieurwissenschaften im Master

Letzten Sommer war ich verantwortlich für die Agenda des VSETH. Das heisst: Ich habe sie designt, Sponsoren gesucht, mit der Druckerei verhandelt und am Ende 7 000 Stück verteilt. Und in allen steht mein Geburtstag.



CARL THOMAS BORMANN
Hochschulpolitik seit September 2013
STUDIUM: Chemie im Bachelor

Man kann wirklich etwas erreichen, denn man wird wirklich ernst genommen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich in weniger als sechs Monaten fünf National- bzw. Ständeräte treffen würde. Und das Beste: Man merkt, dass man etwas bewirkt.



AMÉLIE RITSCHER
Hochschulpolitik seit September 2013
STUDIUM: Umwelt- und Naturwissenschaften im Master

Weil ich durch verschiedenste persönliche Kontakte das studentische Leben wirklich verändern kann. So habe ich mit dem Leiter Rektorat ein neues Stipendienreglement verfasst und mit der Direktorin Bauten die Ausgestaltung von Lernräumen diskutiert.



CLEMENS VON GRONAU
Internationales/Immobilien seit Februar 2014
STUDIUM: Bauingenieurwissenschaften im Bachelor

Bei dem Projekt ›Neubau HXE‹ gefällt mir, dass ich von Träumereien über Diskussionen bis hin zum Gesamtkonzept und dessen Überlebenstrategie den ganzen kreativen Prozess und damit die Zukunft an der ETH mitgestalten kann.



LUKAS SCHIESSER
Projekte seit September 2013
STUDIUM: Mathematik im Bachelor

Weil ich die Möglichkeit habe, mit dem Erstsementrigenfest 2014 eine Veranstaltung für über 5 000 Personen zu organisieren. Dabei darf ich grosse Verantwortung übernehmen, meine eigenen Ideen einbringen und unglaublich viel für meine Zukunft lernen.



LINUS STAUFFACHER
Projekte seit April 2014
STUDIUM: Bauingenieurwissenschaften im Bachelor

Ich bin kaum zwei Monate dabei und hab schon die Organisation der ›Summerbar‹ auf der Polyterrasse durchgeführt und viele Leute kennengelernt. Mich erstaunen die enge Zusammenarbeit mit der ETH und die Vernetzung des VSETH.



MARIUS GRIMM
Quästur seit November 2013
STUDIUM: Maschinenbau im Bachelor

Die VSETH-Finanzen haben mich mit ihrem Umfang zu Beginn überrascht, aber kein Studium der Welt kann dir so praxisbezogenen Finanzen, Buchhaltung, SAP, Steuerrecht und vieles mehr gleichzeitig beibringen.



Willst du dich auch aktiv einbringen?

Es gibt viele Möglichkeiten, wie du dich im VSETH engagieren kannst – du musst nicht gleich in den Vorstand kommen! Melde dich bei hallo@vseth.ethz.ch oder komm im CAB E23 vorbei, wenn du mehr erfahren willst!



BILD: UNIVERSITÄT ERFURT

Die Uni Erfurt hat sie schon:
die elektronische Geldbörse für die Mensa.

TESTPHASE

Eine Mensa ohne Geld

Ohne einen Rappen in der Tasche ran ans Mensa-Buffer – reines Wunschdenken? Nein, die Testphase ist bereits angelaufen.

TEXT: Florian Glaser

INFO GastroKo

An der ETH Zürich gibt es seit 2010 die **Gastronomiekommission** (kurz GastroKo). Dort diskutieren und gestalten Vertreter der ETH-Studierenden, des Mittelbaus und der Mitarbeiter zusammen mit der Schulleitung das gastronomische Angebot der ETH. Dazu trifft sich das Gremium einmal pro Semester.

Florian Glaser ist seit FS13 als Studierendenvertreter in der GastroKo und damit euer Ansprechpartner bei allen Fragen, Problemen und Anregungen rund um die Verpflegung an der ETH. Erreichen könnt ihr ihn unter: gastrokommission@vseth.ethz.ch

Das bargeldlose Bezahlen in der Mensa ist ein heisses Thema im Studienalltag. Doch muss man sich berechtigterweise auch fragen: Ist es überhaupt eine realistische Option?

Die einfache Antwort lautet: ja! Die ausführliche Antwort ist etwas komplizierter: Unsere momentane Legi wurde im Jahr 2008 eingeführt (also eingekauft), und damals war die Möglichkeit, sie als Zahlungsmittel verwenden zu können, ein Punkt im Pflichtenheft der Ausschreibung. Die Schulleitung hat sich bei der Einführung aus Kostengründen allerdings gegen die sofortige Umsetzung dieses Punktes entschieden. Damals hätten rund 300 000 CHF investiert werden müssen.

Machbarkeit: Fehlanzeige?

Vor etwa zwei Jahren wurde das Thema von meinem Vorgänger, Lorenz Bort, wieder forciert, was zunächst zu einer Diskussion in der GastroKo und dann zur Durchführung einer Machbarkeitsstudie führte.

Falls man ein ETH-internes Zahlungssystem einführt, muss man zwischen zwei Lösungsansätzen unterscheiden: einem zentralen und einem dezentralen. Der Hauptunterschied der beiden Modelle liegt in der Speicherung des Nutzerguthabens. Beim zentralen Ansatz geschieht dies auf einem Server wie beim VPP-Konto. Beim dezentralen Ansatz hingegen wird das Guthaben direkt auf der Karte gespeichert. Würde man ein dezentrales System umsetzen, schied die Legi als Medium entgegen der Erwartungen von 2008 allerdings aus: Sie böte keinerlei Sicherheit. Der Chaos Computer Club fand 2009 heraus, dass die Legi auf »Security through Obscurity« setzt. Beim Auslesen/Schreiben der Karte (z.B. bei der Validierung oder beim Gebäudezutritt) werden die einzelnen Datenblöcke lediglich in ihrer Reihenfolge vertauscht (»Shuffling«), eine effektive Verschlüsselung findet jedoch nicht statt.

Eine zentrale Lösung ist aufgrund der benötigten Server zur Guthabenverwaltung und aufgrund der Verbindung jeder Kasse mit diesem Server allerdings teurer.

Kommerzielle Bezahlssysteme ohne Bargeld

Neben einem ETH-eigenen System gibt es auch kommerzielle bargeldlose Bezahlssysteme (z.B. das mittlerweile eingestellte »CASH« oder das neue System »NFC«).

Ergebnis der Machbarkeitsstudie ist, dass von der Umsetzung einer ETH-internen Lösung abgeraten wird. Die nötige zentrale Umsetzung würde über 500 000 CHF kosten und wäre wahrscheinlich bereits bei der Einführung vom Marktstandard überholt.

Testphase angelaufen

Bei den kommerziellen Systemen ist NFC momentan am vielversprechendsten, allerdings bestehen noch einige Zweifel bezüglich Kundenakzeptanz, Datenschutz und Kosten, da sehr viele verschiedene Akteure wie etwa Kreditkartenunternehmen und Handynetzbetreiber involviert sind.

Dennoch wurden die Kassen im Fusion Meal&Coffee, im Dozentenfoyer und in der Coop-Filiale auf dem Höggerberg entsprechend ausgerüstet; nach Abschluss der Testphase wird dann über eine Einführung in anderen Betrieben beraten. Die Tage, an denen wir an der Mensakasse keine Münzen mehr abzählen müssen, scheinen näher zu rücken.

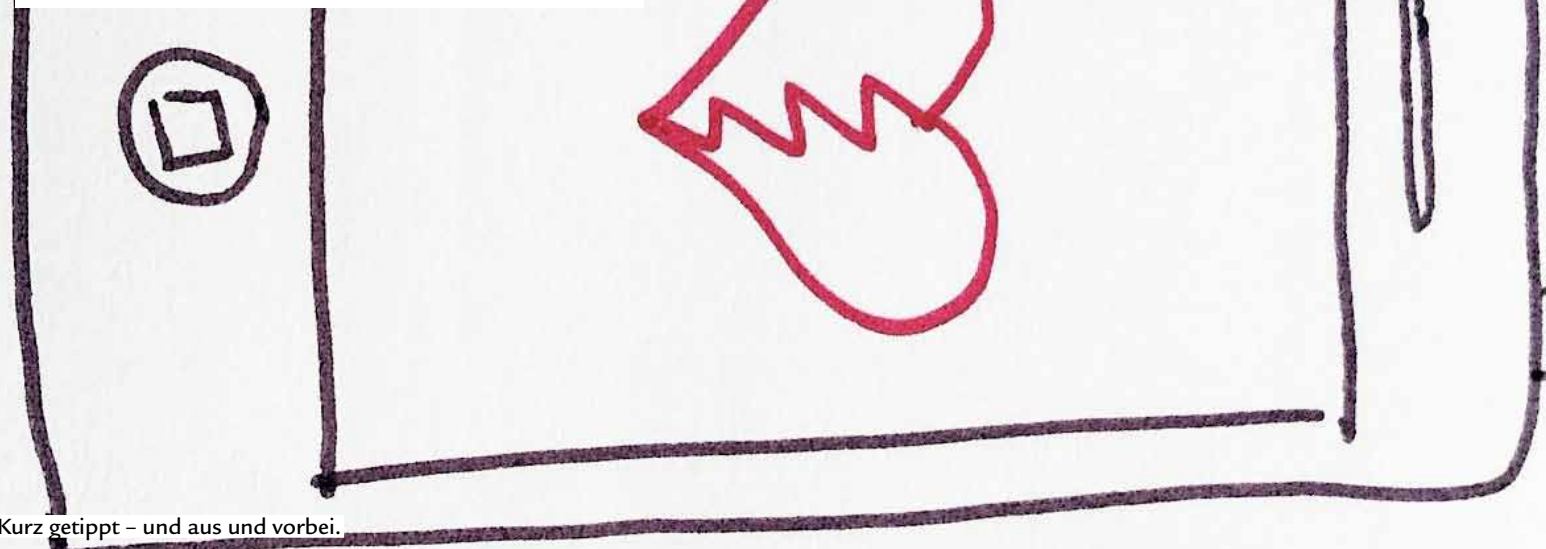
Weitere Informationen findet ihr unter:

[@] http://www.gastro.ethz.ch/Gastronomie_Kommission/index

[@] http://media.ccc.de/browse/congress/2009/26c3-3709-en-legic_prime_obscurity_in_depth.html

DUELL

Per SMS Schluss machen



Kurz getippt – und aus und vorbei.

BILD: TUMBLR

Pro

VON Alessandro Lägeler

Bei meiner Recherche für diesen Artikel – will meinen: beim einzigen Google-Link, den ich anklickte –, stiess ich auf den denkwürdigen Satz: »Was einst mit Liebe begonnen hat, sollte auch mit Würde beendet werden.« Abgesehen davon, dass der Spruch so tiefgründig ist wie die Facebook-Seite von Kay One, ist er auch falsch. Wir wollen uns zum besseren Verständnis die würdige Szene ausmalen:

Dort ist er, seht ihn euch an! Möchtegern-Gentleman mit ritterlichem Ehrenkodex, der seiner Ex-to-be die immergleichen Phrasen drischt und ein trauriges Gesicht aufsetzt. Dabei langweilt er sich schon lange in der Beziehung. Aber immerhin – Obacht, hier kommt der würdige Teil – ist er morgens vom Sofa aufgestanden, von dem er sonst seine Liebesbezeugungen für die Ewigkeit zu schicken pflegte. Duschen hat er ausgelassen, was soll's, sein Handy auf lautlos gestellt – sie soll ja nicht merken, dass er längst einen neuen, aufregenderen Flirt am Laufen hat.

Sie reagiert so emotional, dass selbst Julia Montague-Capulet noch was von ihr lernen könnte, er unterdrückt ein Augenrollen nach dem anderen. Innerlich summt er die ganze Zeit ein Liedchen, das er irgendwo mal aufgeschnappt hat. Brav sagt er: »Ja, wir können Freunde bleiben«, Hauptsache, die Szene ist schnell vorbei.

Zuhause angekommen ist er dann so erschöpft, dass er sich erst mal zwei, drei Bildchen von nackten Frauen anschaut (ich weiss nicht, wie alt meine Leser sind, insofern also die FSK 6-Version). Schliesslich ist er ja jetzt wieder Single.

Wir danken somit dem Stoiker, der seine Pflicht mit Würde getan hat und die Welt so ein klein wenig besser gemacht hat. Wer davon profitiert hat – niemand. Sie hätte gerne vor ihren Freundinnen gesagt: »Der ist so ein Arschloch, ist besser, dass es vorbei ist.« Kann sie nicht, er war ja so nett, so ritterlich. Er hätte gerne geschrieben: »Sorry, klappt nicht. Haben uns auseinandergelebt. Ig, A.« ■

Kontra

VON Barbara Lussi

Ich kann nicht sagen, dass es mir noch nie passiert wäre: Ein Mal hat man mich tatsächlich per SMS abserviert. Ich war dreizehn, er war dreizehn, zwei Monate waren wir zusammen. Mehr als einen mittelprächtigen Zungenkuss hat's nie gegeben. Ich würd sagen: Für das, was da gewesen ist, war's ok, dass die Geschichte so endete.

Aber Studenten, Banker und Zierpflanzengärtner sind ja nicht mehr dreizehn. Wer das mal vergisst und der einstigen Liebsten per SMS den Laufpass gibt, ist ebenso unreif wie unverschämt und hat's nicht ansatzweise verdient, überhaupt in einer Beziehung gelandet zu sein. »Bleibt allein, ihr Luschen!«, sag ich da nur.

So viel darf ich als Erwachsene ja wohl erwarten: Date ich einen erwachsenen Mann, lasse ich einen erwachsenen Mann in mein Bett und nehme ich einen erwachsenen Mann zum wöchentlichen Stammkneipen-Bingo mit Freunden mit, ist der hoffentlich erwachsen genug, mich anständig aus der Beziehung zu entlassen. Live. Von Angesicht zu Angesicht. Das wäre nur konsequent: Studenten, Banker und Zierpflanzengärtner landen ja auch nicht mehr in einer Beziehung, weil beziehungsweise Frauen wie ich 'ja' ankreuzen. So einfach starten Beziehungen schon lange nicht mehr. Und ja, umgekehrt darf der Zierpflanzengärtner dasselbe erwarten: Auch beziehungsweise Frauen wie ich haben so anständig zu sein, live Schluss zu machen.

Bei allem Anstand: Letztlich geht's auch um Rückgrat. Wer mich, den Banker, egal welchen Partner nicht mehr will, soll wenigstens den Schneid haben in Worte zu fassen, was Sache ist – und einstecken, was es einzustecken gibt. Die Frage nach dem Warum. Den Schlüssel zur eigenen Wohnung. Eine Handvoll Tränen. Oder einen Tritt in die Eier. So erst endet die Geschichte richtig. Wer nur hundertsechzig Zeichen schreibt, bringt mich und jede(n) andere(n) um das letzte Kapitel. Und was bitte sind Geschichten ohne letztes Kapitel? ■



BILD: FOTOCOMMUNITY.DE 25563606

VERRÜCKTE WISSENSCHAFT

Versuchung im Versuchslabor

TEXT: Ilja Shapiro

Für Leute, die ihr Ziel schnell aus den Augen verlieren, war die Studie von Dan Ariely an der University of Berkeley im Jahr 2001 sicher eine der grössten Herausforderungen. Worum es da ging? Um die an sich einfache Frage, wie sich sexuelle Erregung auf die Entscheidungsfindung von Männern auswirkt.

Die Frage, wie man hierzu wissenschaftlich fundierte Daten erhält, scheint allen Lesern ins Gesicht geschrieben, doch Arielys Lösung war simpel: Einzeln drückte man den Probanden einen in Zellophan eingekleideten Laptop in die Hand und führte sie in einen verlassenen Raum, vielleicht mit einem gemütlichen Sessel und etwas Smooth-Jazz im Hintergrund. Die Testpersonen klickten sich durch vorher vom Team ausgewählte Bilder und gaben mithilfe eines Balkens auf der Seite ihren Grad der

Erregung an. Bei 75 Prozent möglicher Erregung angekommen, tauchten auf dem Bildschirm nacheinander Fragen auf, die man auf einer Skala von 0 bis 100 beantworten musste. 0 stand für »nein«, 50 für »vielleicht« und 100 für »ja«. So ging man von »Halten Sie die Schuhe von Frauen für erotisch?« und »Würde es Ihnen Spass machen, ihre Partnerin zu fesseln?« bis zu »Könnten Sie sich vorstellen, Sex mit einer 60-jährigen Frau zu haben?« und »Würden Sie versuchen, Ihre Chancen auf Sex zu erhöhen, indem Sie einer Frau Drogen gäben?« Eine Kontrollgruppe beantwortete die Fragen in unerregtem Zustand. Ergebnis: Je erregter die Männer waren, desto eher waren sie bereit zu abenteuerlichen Praktiken und risikoreichen Handlungen.

Nach der Publikation der Studie wollte Ariely einen weiteren Versuch mit weiblichen Probanden

durchführen. Doch Ariely, nun am Massachusetts Institute of Technology (MIT), sah sich nicht nur harscher Kritik ausgesetzt, er hatte auch Schwierigkeiten mit der Ausführung des Experiments: Anscheinend eignete sich bloss ein Bruchteil der Kandidatinnen für das Experiment. Ariely erklärte: »Wenn wir die Studie nur mit jenen zwanzig Prozent Frauen gemacht hätten, die Selbstbefriedigung betrieben oder sich dazu bekannten, hätten wir eine sehr unausgewogene Stichprobe gehabt.«

Weitere Infos zur Studie und zu Dan Ariely findet ihr unter:

[@] <http://danariely.com/>

[@] http://ted.com/speakers/dan_ariely

FIND ICH GEIL, WEIL...

Dinos

TEXT & BILD: Barbara Lussi

Ich hoffe in der Regel, dass mich Neubekannte nicht nach meinem Lieblingstier fragen. Käme es dazu, ich würde betroffen schweigen. Weil ich ahne, dass meine Antwort als das abgetan wird, was sie eigentlich nicht ist: ein Scherz. Erwachsene Dino-Fans sind ja fast so lustig wie alte Katzen-Ladys.

Ich weiss, dass ich zu alt bin, um Dino-Fan zu sein. Dino-Fan, das ist man mit acht.

Oder wenigstens: *seit* man acht ist. Aber mich damit zu rechtfertigen, dass ich Dinosaurier seit Kindertagen geil finde, ist nicht. Mit acht war ich Pferde-Fan, durch und durch. Ich war achtzehn, als das mit der Dino-Liebe begann. So richtig.

Sieben Jahre später ist es mir immer noch ernst damit. Nicht ich-häng-mir-die-Wände-voll-Poster-ernst, sondern so ernst, dass ich mir letztsens beinahe eine Dino-Pyjamahose gekauft hätte, hätte sie qualitativ mehr hergegeben. Und hätte ich mir die Pyjamahose gekauft, sie hätte zu den harmlosesten Dino-Dingern gehört, die in meiner WG stehen.

Weil es mir so ernst ist mit der Dino-Liebe, riskiere ich das Schweigen der anderen meist doch. »Uhm... Dinosaurier«, antworte ich und erkläre ihnen, noch bevor sie fragen können: »Weil der langweiligste Dinosaurier spannender ist als das spannendste Säugetier, Insektentier oder Vogeltier! Und weil mich das ernsthaft ergreift: Dass da mal was so immens



BILD: BARBARA LUSSI

Grosses war, über Jahrmillionen rangewachsen, reisszählig, dreihörnig, stachelschwanzig- und dann war's wieder weg, hops, einfach so.»

Wenn Neubekannte noch schweigen, hab ich längst Gänsehaut, stelle ich mir vor, dass heute Bratwürste gebraten werden, wo Dinosaurier vor viel zu langer Zeit Urzeitfarn verdauten – oder Herbivoren. ■



COMMONS.WIKIMEDIA.ORG



Das Loch war so nicht geplant.



Widerstand ist zwecklos: Bei 100 Ampere wird auch Stahl ganz weich.



Das Ergebnis lässt sich sehen.

POLYKUM MACHT'S

Weck das Kind in dir

Stahl sägen, schleifen, stanzen, schweissen:
Polykum-Redaktor Moritz Vifian hat
das Kind in sich (wieder-)entdeckt.

VON Moritz Vifian

Schon als Kind war ich fasziniert von Seilbahnen und versuchte mit allen damals zur Verfügung stehenden Mitteln diese nachzubauen: mit Lego, Meccano oder einfach aus Holz. Mal ganz klein, mal ganz gross mit einem Kletterseil. Aber irgendwann verbringt man mehr Zeit in der Schule oder im Ausgang und fängt an, seine Bubenträume als Fremdkörper auf dem Weg zum Erwachsenwerden wahrzunehmen. Doch auch das Erwachsenwerden ist einmal abgeschlossen, und plötzlich hat man genügend Selbstvertrauen, um solche kindlichen Dinge wieder zuzulassen. Bei den einen kommt dieser Moment erst nach der Pensionierung, bei den anderen in der Midlife-Crisis. Bei mir setzte die Rückkehr zum kindlichen Spielgeist im Zwischenjahr ein. Und seither wird wieder fleissig an einer Seilbahn gebastelt, die in zwanzig, dreissig Jahren vielleicht mal fertig ist.

Bubenträume

Als ich von der Metallwerkstatt im Dynamo erfuhr, war ich hell begeistert. Als offene Werkstatt der Stadt Zürich steht es jedem frei, hier zu basteln. Seither verbringe ich häufig meine Freizeit hier und begegne immer wieder den interessantesten Personen: dem Künstler, der hier seine Figuren mit dem Plasmaschneider macht, oder den zwei Jungs, die an Teilen für ihr restaurierungsbedürftiges Motorrad basteln. Auf gewisse Art verwirklichen alle hier ihre (Buben-)Träume. Der Umgang miteinander ist nett, man hilft sich gerne weiter, die

alten Hasen erklären den Neuen die Maschine und wie man sie bedient (ohne danach eine Hand weniger zu haben oder die Maschine zu zerstören).

Von der Idee zum geschweissten Stück Stahl

Manchmal erwache ich mit einer fixen Idee im Kopf. So auch letzten Samstag: Ich wusste genau, heute wollte ich ein neues Grundgerüst schweissen. Also setzte ich mich an den Küchentisch und zeichnete die Pläne.

Leider bedarf es bis zum Vergnügen einer gewissen Vorbereitung. So müssen zuerst die Rohre passend zugeschnitten werden. Der Grat, der beim Sägen entsteht, muss entfernt werden. Das Rohr muss man winklig anschleifen, sodass die Schweissnaht nicht nur an der Oberfläche ist. Der mit Abstand mühsamste Teil des Ganzen ist aber, die Teile im richtigen Winkel aneinander zu legen und sie gut zu fixieren. Das anschliessende Schweißen ist eine Sache von Sekunden. Obwohl ich das nicht zum ersten Mal mache: Eine Augenweide sind meine Schweissnähte (noch) nicht. Ausserdem schaffe ich es regelmässig, ein bisschen zu lange auf dem Metall zu bleiben und so Löcher reinzufressen. Aber: Die Naht hält, all meinem Untalent zum Trotz.

HEIMWEH

Daheim auf sicherer Distanz

So richtig zu Hause sein lernt
man am besten in weiter Ferne.

Manche Menschen freuen sich darauf von zu Hause wegzugehen, andere möchten am liebsten nie raus aus dem Elternhaus. Ich zähle mich ganz klar zu der ersten Kategorie. Wieso zu Hause bleiben, wenn uns die ganze Welt offen steht? Wieso ablehnen, wenn wir die Freiheit auf dem Silbertablett serviert bekommen? Und doch gibt es Momente und Tage, da schmeiss ich meine Unabhängigkeit und meinen Drang nach Freiheit an die Wand und will einfach nur heim. Da will ich mich in den bekannten vier Wänden verkriechen, von meiner Familie verhätschelt werden und mich wieder wie fünf fühlen.

Raus aus dem Nest

Mit 16 beschloss ich zum ersten Mal: Jetzt ist genug! Genug mit »Hotel Mama« und »Hotel Papa« – als Scheidungskind hat man schliesslich zwei Luxushotels zur Auswahl. Aber vor allem: genug von den Leuten, die ich seit ewig kenne, genug von der Provinzstadt und genug von diesen Bergen, die mich seit eh und je wie ein Küken im Vogelnest wohligh umschliessen und vor der grossen weiten Welt beschützen. Ach, was sag ich da: 'Genug vom alten Europa! Her mit der Welt!', dachte ich mir.

Ich flog nach Kanada. 6 300 Kilometer und ein Weltmeer fand ich eine angemessene Distanz. Ein Jahr lang war ich weg von zu Hause. Der erste Abschied, der erste Neuanfang und auch das erste Mal Heimweh. Wie viele andere Austauschschüler wohnte auch ich in Kanada natürlich nicht alleine, sondern in einer Gastfamilie, doch ist selbst das ein bisschen wie von zu Hause ausziehen: Ich lebte mich schnell ein in die neue Kultur und wurde zwischen all den neuen Leuten zum Entdecker. So hatte mich der Reiz des Neuanfangs gepackt. Nach meiner Rückkehr wurde es mir in meiner gewohnten Umgebung bald erneut langweilig. Und siehe da, welch Glück: Gymnasium abgeschlossen und raus in die Welt. Hallo Südamerika!

Hinein ins Leben

Für das Studium zog es mich schliesslich nach Zürich. Nur noch 285 Kilometer, die mich von meiner Heimatstadt trennen, und doch fünfeinhalb umständliche Fahrstunden und eine Staatsgrenze. Es braucht nicht unbedingt einen ganzen Ozean dazwischen, ein Neuanfang gelingt auch so. Das Tolle daran: Je-

TEXT: Anna Dalbosco

der kennt mich nur, wie ich es will. Zürich weiss nichts von meinen Tanzaufführungen in der Schulzeit, Zürich kennt nicht meine peinlichen vorpubertären Fotos und Zürich war weder ein Kindergartenkind meiner Mutter, noch ein Schüler meines Vaters.

Hier wasche ich meine Wäsche frühestens, wenn ich keine frischen Socken mehr habe, mein Zimmer verwandle ich abwechselnd vom Saustall in ein künstlerisches Atelier, die kleine Wohnung ist in höchstens 15 Minuten geputzt und meine Mitbewohner interessiert es reichlich wenig, ob ich den ganzen Tag zu Hause liege, nachts betrunken heimtorkle oder ein paar Tage verschollen bin. Ich kann tun und lassen, was ich will. Ein tolles Gefühl! Doch um das zu erleben, musste ich zuerst ausziehen, musste ich Abschied nehmen. Nur einmal kurz verreisen ist anders.

Aber dann...

Neulich stand ich ratlos vor einem Regal im Laden. Ich musste mir hautfarbene Strümpfe für meinen Job besorgen und hatte bei der riesigen Auswahl keine Ahnung, was ich denn nun nehmen sollte. Blickdicht oder transparent, glänzend, glitzernd oder matt – was wäre für die Arbeit angemessen und kein optischer Fehlgriff? (Hautfarbene Strümpfe sehen nämlich ziemlich schnell bescheuert aus, und überhaupt, ich mag die nicht!)

Da war ich nun, ETH-Studentin im 4. Semester, selbständige Frau, beide Füsse auf dem Boden und völlig überfordert. Und plötzlich der Gedanke: 'Wäre jetzt Mama da, wüsste sie genau, welche Strümpfe die richtigen wären.' Und: 'Wäre ich jetzt nur zu Hause, dann bräuchte ich nicht einmal in einen Laden zu gehen, sondern nur den Kleiderschrank meiner Schwester zu durchwühlen.' In solchen Situationen denk ich mir: 'Von wegen unabhängig, das hab ich nun von meinem Drang nach Freiheit!'

Es sind Kleinigkeiten, die mich im Alltag daran erinnern, dass es zu Hause doch am Schönsten ist. Um das zu merken, musste ich erst mal sehen, wie es sich woanders so lebt. Und damit mein Zuhause sich auch weiter wie zu Hause anfühlt, darf ich nicht zu lange bei Mama auf dem Sofa sitzen, sondern muss weg – und dann so oft wie möglich zurückfahren, um das Heimkommen in vollen Zügen zu geniessen.



Pierre Tschanz in seiner Einsiedelei

ICH BIN DANN MAL WEG

Der Einsiedler

Ein Leben ausserhalb der Zivilisation wird nicht immer auf abgelegenen Inseln oder in einsamen Wüsten gelebt, sondern zuweilen ganz in der Nähe.

TEXT & BILD: Hannes Hübner

Es war im Herbst 2012, als ich mitten im Wald auf einmal den Geruch von Rauch wahrnahm. Ich wurde unruhig – konnte das ein Waldbrand sein? Wie oft bei schönem Wetter war ich mit der Fotokamera auf der Jagd nach Vögeln. Oberhalb der Taubenlochschlucht zwischen Biel

und Frinwillier knackten und raschelten die verdorrten Blätter unter meinen Füßen, eine gute Materie für Waldbrände. Ich kraxelte einen Abhang hinauf, um zu sehen, woher der beissende Geruch kam. Überrascht stand ich oben auf einer kleinen Ebene im Wald, etwa so gross wie ein Carparkplatz. Die Ebene wurde nach hinten begrenzt von einer komplett russgeschwärzten, überhän-

genden Felswand. Im Schatten der Wand brannte ein Lagerfeuer, daneben stand ein Zelt. Unzählige Konservendbüchsen, Flaschen und Schrott lagen herum. Ich näherte mich langsam und schaute mich vorsichtig um, da rannte eine Katze davon. Ich hätte vor Schreck fast geschrien, als sich neben dem Feuer ein Mann erhob.

Waldleben

Pierre Tschanz ist eher klein, er trägt einen staubigen, grünen Pullover, eine schmutzige Hose und ausgelatschte Schuhe. Die Omega an seinem Arm funkelt. Warum er denn hier sei?

»Weisst du, ich will nicht ins Altersheim. Ich war den ganzen Sommer hier. Muss hier draussen sein. Hast du die Katze vorhin gesehen? Das ist eine echte Wildkatze! Ja, wirklich! Weisst du, die Wildkatzen habe so aufrechte Ohren, ja, das ist eine echte Wildkatze. Der Förster und der Jäger wissen, dass ich hier bin. Für sie ist das kein Problem. Ich kümmerge mich hier um die Katzen. Es gibt noch eine zweite, die ist aber scheu. Sie kommt nur zu mir. Eigentlich wollte ich wieder gehen, aber jetzt muss ich hier bleiben. Wegen der Katzen. Jemand muss sich um

sie kümmern.« Er erzählt vom Alleinsein, von Anarchie, und dass er hier mal aufräumen müsse. Dann erzählt er von einer Frau, seiner Geliebten. Sie lebe auf den Philippinen, er wolle im nächsten Frühling zu ihr gehen.

Fern der Philippinen

Jetzt, 2014, im übernächsten Frühling, bin ich wieder auf dem Weg zu ihm. Allerdings auf einem einfacheren Weg, von oben her. Die grosse Felswand hat in der Nähe der Lagerstätte einen Einschnitt, aus dem Steine wie Stufen hervorragen. Dort geht Pierre auch immer hoch, und dann ein kleines Stück einem Pfad entlang, bis zum nächsten Waldweg, immer wenn er in die Stadt möchte.

Ich bin bereits auf dem Weg, der zu ihm führt. Er schlängelt sich um Baumstümpfe, an Steinen vorbei und über umgestürzte Bäume. Ich kann wieder Rauch riechen, von seinem Feuer, das Tag und Nacht brennt.

Nach einer kleinen Rutschpartie die Felswand herunter kann ich das Feuer sehen. Daneben sitzt, wie immer, Pierre Tschanz. Fröhlich lachend kommt er auf mich zu und drückt mir die Hand. Wieder erzählt er von seinen Katzen. Er erzählt wieder die Geschichte von der Wildkatze, und dass er deswegen nicht weg kann. Aber er erwähnt die Frau nicht mit einem Wort.

Katzenliebe rostet nicht

Pierre steckt sich einen Joint an. »Muss keiner wissen was ich hier mache. Weisst du, ich rauche auch Shit.« Seine Augen sind in den zwei Jahren trüb geworden. Fünfzehn Jahre sei er nun schon hier, erzählt er. Wie lange er denn noch hierbleibe? »Nicht mehr lange. Weisst du, meine Mutter hat im Krieg viel Land in St.Immer gekauft. Mein Onkel wohnt dort. Er hat mir Platz angeboten. Ich habe auch noch einen Camper. Ich werde meine Katzen mitnehmen. Weisst du, ich nehme sie mit.«

Ich werde nächstes Jahr nachsehen, ob er wirklich Schluss gemacht hat mit dem Wald.

Mit Schokolade und Schampus statt Pfeil und Bogen

Amor bindet, Peter Treichl trennt: Mit seiner ›Trennungsagentur‹ managed der Österreicher für Zweifelnde das Beziehungs-Aus.

PROTOKOLL: Barbara Lussi



Peter Treichl ist der Schlussmacher.

BILD: ZVG

»Wo ist denn da die versteckte Kamera?« hat manch einer noch gefragt, als ich mit der Trennungsagentur anfing und die ersten Trennungsbotschaften überbrachte. Heute wissen's: Wenn ich komme, ist das zu neunundneunzig Prozent ernst!

Mein Angebot wird meistens von Leuten in Anspruch genommen, bei denen's mit dem Partner nicht mehr passt. Die kommen dann zu mir, schildern ihre Situation und geben mir den Auftrag, ihre Beziehung für sie zu beenden. Von dritter Seite kann man bei meiner Trennungsagentur nicht einwirken. Dass der Schwiegervater oder die Schwiegermutter zu mir kommt und sagt: »Sie, i bin mit dem oder der nit zfrieden, beenden Sie das!«, geht nicht. Nur ein Beziehungspartner kann mit einem Trennungsauftrag zu mir kommen.

Schlussmacher mit Trennungsvarianten

Vier Trennungs-Varianten biete ich an. Meistgewählt ist die Trennung im persönlichen Gespräch. Für eine solche komme ich am liebsten in der Früh vorbei: Wenn ich weiss, dass der Partner um 6.45 Uhr aus dem Haus muss, geh ich ein paar Minuten vorher hin, klinge an der Tür und überbringe die Trennungsbotschaft. Mit dabei hab ich mein Kisterl. Da ist eine Kleinigkeit zum Trinken drin – Schnaps, Prosecco oder Champagner, je nach Kisterl-Typ –, immer auch was Süßes, ein Packerl Taschentücher natürlich – und ein Gutschein für die ›Partnervermittlung Peter Treichl‹ im Wert von 300 Euro. Das übergib ich dem Verlassenen.

Es gibt viele Gründe, weshalb man sich selbst nicht trennen kann. Da gibt es Leute, die nur aus Macht der Gewohnheit mit ihrem Partner zusammenbleiben. Oder weil sie Angst haben, den anderen zu verletzen, und sich nicht trauen, dem Schatzi zu sagen: »Du, es passt einfach nimmer. Lass uns getrennte Wege gehen.« Dann wieder gibt es Leute, die können überhaupt nicht allein sein. Die meisten Partnerschaften gehen aber auseinander, weil man im Laufe der Zeit verlernt hat zu kommunizieren. Und wenn man's so schon nicht schafft, miteinander zu kommunizieren, wie kommuniziert man dann, dass man sich trennen möchte?

INFO Trennungsagentur

Für 70 bis 130 Euro überbringt der Österreicher die Trennungsbotschaft – je nach Aufwand und Anreise. Zur Wahl stehen Trennungswilligen vier Varianten: Beziehungen beendet Treichl (1) per Telefon oder Brief oder (2) in einem persönlichen Gespräch in der Wohnung des zu Verlassenden. Wer eine sanftere Lösung vorzieht, wählt (3) die »Lass uns Freunde bleiben«-Option. Wer den Glauben an die eigene Beziehung noch nicht ganz verloren hat, greift (4) zur gelben Karte. Schriftlich, telefonisch oder persönlich wird der Partner hier verwahrt und zu einer Änderung aufgefordert, um die kriselnde Beziehung zu retten.

Treichl bezeichnet sich selbst als Workaholic und versucht sich Sieben-Tage-Wochen abzugewöhnen. Das könnte schwierig werden: Angeregt von der diesjährigen ESC-Gewinnerin Conchita Wurst startet Treichl in diesen Tagen mit einer Agentur für Homosexuelle. Er sucht laufend Franchisenehmer.

[@] <http://www.trennungs-agentur.at>

Den Wohnungsschlüssel, bittschön

Wie die Leute reagieren, wenn ich mit ihnen Schluss mache, ist ganz unterschiedlich. Aber ich sag mal ganz übertrieben: Sechzig Prozent der Leute sind sogar froh, wenn ich vorbeikomme. Auch weil's da im Hintergrund oft schon wen anderes gibt. Symbolisch ist das wirklich abschliessend, wenn ich die Botschaft und das Packerl überbringe. Oft gebe ich gleich den Wohnungsschlüssel des anderen zurück. Und frag: »Sie haben doch auch noch einen Schlüssel vom Herrn so und so – würden's mir den bitte mitgeben?«

Klar, man kann sich fragen, was das über unsere Gesellschaft aussagt, wenn man nicht mehr selbst Schluss macht. Aber vor zwanzig Jahren waren ja auch Partnervermittlungen ein Wahnsinns-Ding, über die man gesagt hat: »Um Gottes willen!« Heut denkt sich keiner mehr was, wenn einer zur Partnervermittlung geht. Geht heut einer zu einer Trennungsagentur, denkt man sich wahrscheinlich weiss-i-was – in fünf, zehn Jahren aber wird das was ganz, ganz Normales sein.

Ich hinterfrage meine Aufgabe überhaupt nimmer – es kommen ja die Leute zu mir und geben mir den Auftrag. Ich überbringe nur die Botschaft. Viel grausamer finde ich, wenn man übers Netz erfahren muss, dass der Partner die Beziehung beendet hat. Heute wird ja viel getwittert, gefacebookt – und selbst erfährt man als Letzter, was zehntausend andere Leute schon wissen.

Natürlich, es sind schon Reaktionen gekommen, dass das unethisch oder respektlos sei, was ich tue. Gleichzeitig sind viele positive Reaktionen gekommen. Ich konzentriere mich lieber aufs Positive. Darauf zum Beispiel, dass ich im Grunde als Puffer fungiere, wie man mir schon mal gesagt hat. Das hat was: Totschlag aus dem Affekt, wie's immer wieder in der Zeitung steht, kann es nur geben, wenn man seinem Partner bei der Trennung gegenüber steht. Wenn ich als Schlussmacher aber in der Früh so eine Botschaft überbringe, hat sich der Partner bis zum Abend schon mal beruhigt.

Im Jänner scheppert's

Im letzten Jahr bin ich auf vierzig Trennungen gekommen. Der Bedarf variiert – da gibt's direkt Stosszeiten, um Weih-



BILD: ZYG

Mit dem Trostkisterl ist allein sein nur halb so schlimm.

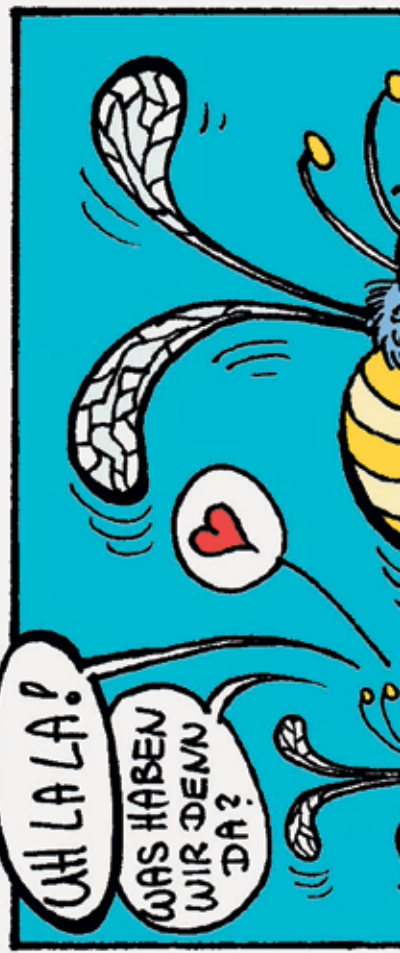
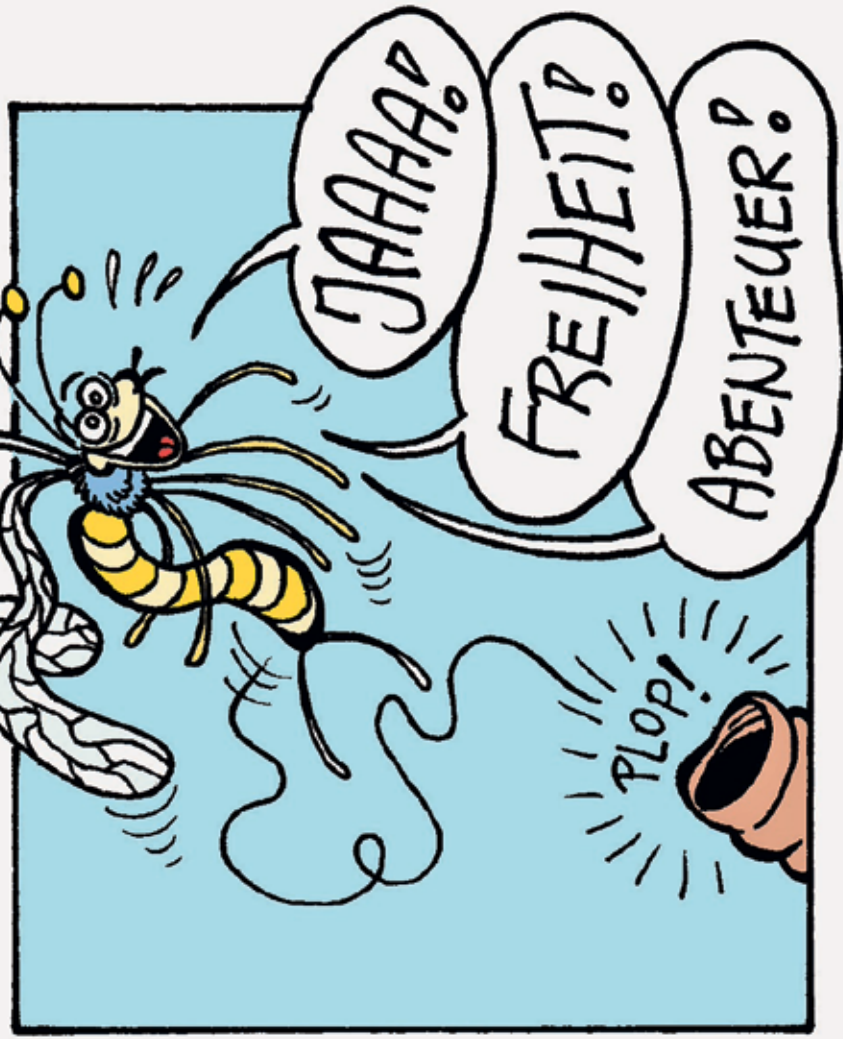
nachten zum Beispiel. Im Jänner scheppert's dann so richtig. Oft sind das aber Affekthandlungen. Weil ich so viele Trennungen zeitlich gar nicht unterbringen könnte, versuche ich die Leute gerade Ende Jahr zu beruhigen. »Lieben Sie den anderen noch? Ist noch Liebe da?«, frage ich dann. Meistens wird das bejaht. Sonst täten die Leute im Affekt nicht so emotional reagieren. Die nächste Frage ist dann natürlich: »Glauben Sie, dass Ihr Partner Sie auch noch liebt?« Und wenn da ein Zuspriech kommt, sag ich: »Wissen's was? Probieren wir's doch mit der gelben Karte. Ich bringt dem das Kisterl – und den Schampus trinken's am Abend am besten zu zweit, wenn's miteinander reden.«

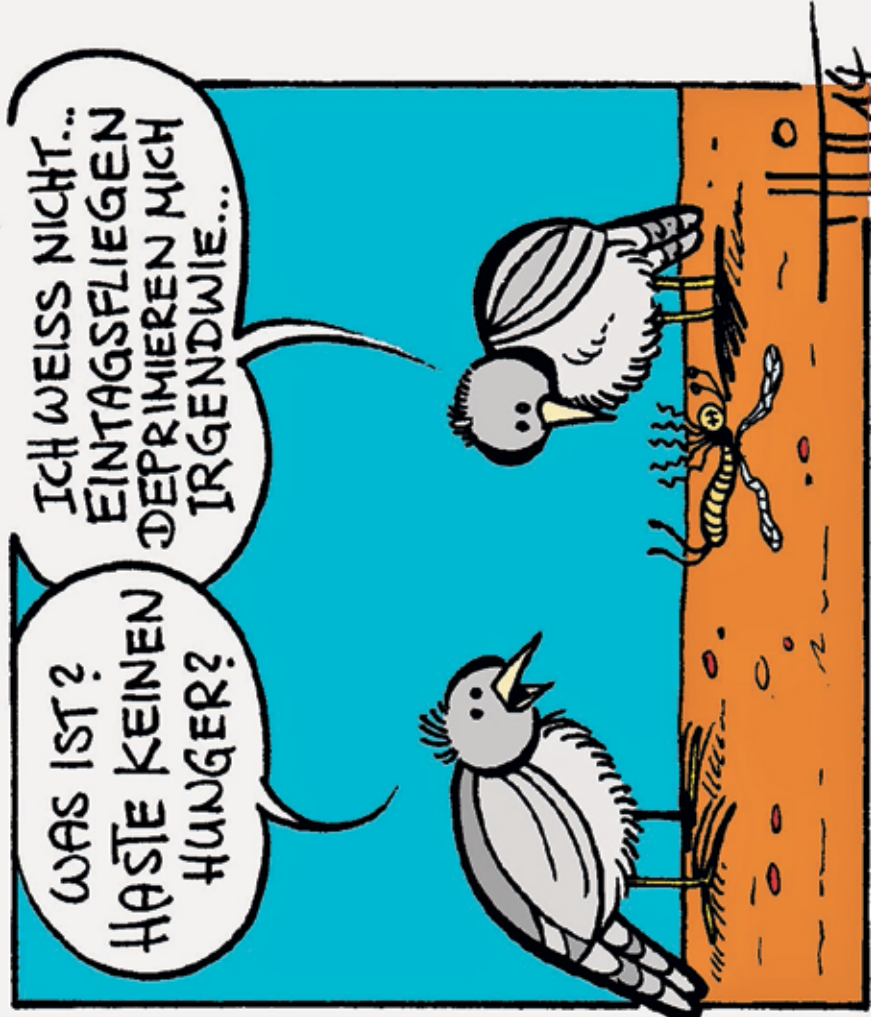
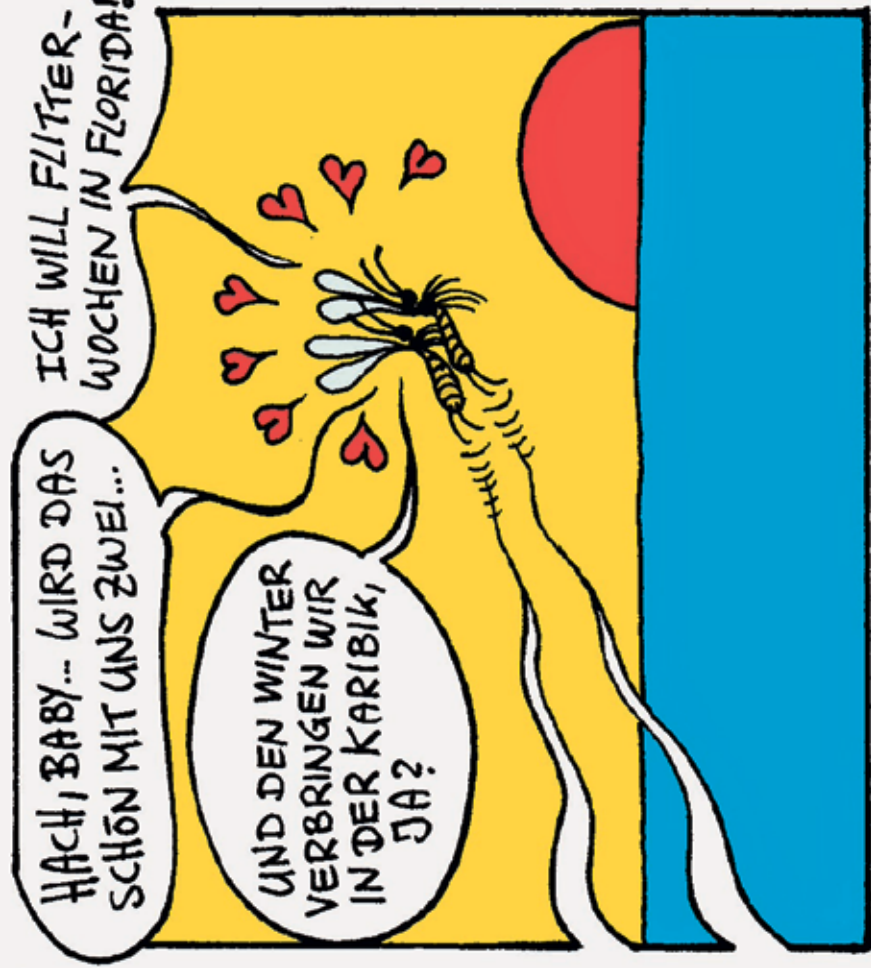
Kriegen sie mit einer Verwarnung mal so richtig eins vor den Latz geknallt, wie man so schön sagt, wachen viele auf und merken: ‚Oh, jetzt läuft mir mein Partner wirklich davon, wenn ich nichts mache – das will ich nicht!‘ So findet oft ein Umdenken statt. Und wenn's eben doch zur Trennung kommt, seh ich das so: Wenn man in einer Partnerschaft alles, wirklich alles probiert hat, um glücklich zu werden, aber einfach nicht glücklich wird, ist das Leben zu kurz, um es mit einem Partner zu verbringen, der nicht glücklich macht. Trennen sich zwei Leute, dann ergeben sich neue Möglichkeiten für jeden. Ich sag immer: »Aus einem unglücklichen Paar machen wir zwei glückliche Singles.«

PETER TREICHL (46) kennt sich mit Liebesdingen aus: Seit 20 Jahren betreibt er die »Partnervermittlung Peter Treichl«. Seit 2009 packt er Liebe mit der »Trennungsagentur« auch vom anderen Ende an: als Schlussmacher.

GALF

VON
GRÜNINGER





////////////////////////////////////

POLYKUM N° 9 2013

////////////////////////////////////



ULF – Das Buch
 Die gesammelten Werke von Polykum-Cartoonist Thom Grüninger sind als Sammelband erhältlich. Das Buch «ULF von Grüninger» kann im Sekretariat des VSETH im Stuz² (CAB E27) für 11 Franken gekauft werden.

INTERVIEW

»Wir verhindern mehr Suizide als wir begleiten«

EXIT ist eine Non-Profit-Organisation auf Vereinsbasis, die sich für das Selbstbestimmungsrecht von Patienten mithilfe von Patientenverfügungen einsetzt. Bekannt ist sie aber vor allem für ihre Freitodbegleitungen. Bernhard Sutter ist Vizepräsident von EXIT.

TEXT: Alessandro Lägeler UND Julia Fauth



Bernhard Sutter setzt sich für die Ziele von Exit ein.

BILD: ZVG

Herr Sutter, was ist das für ein Gefühl, jemanden in den Tod zu begleiten?

Ich bin selbst nicht Sterbebegleiter, war aber schon dabei – es ist sonderbar. Da war z.B. ein 65-jähriger Mann, der an Lungenkrebs im Endstadium litt. Hätte er seinem Leben nicht selbst ein Ende gesetzt, wäre er zuletzt qualvoll erstickt. Am Morgen seines selbst gewählten Todestages begrüßte er uns noch, aber ich wusste, dass er alles, was er an diesem Tag tat, zum letzten Mal tat. Am Nachmittag sagte er dann: »Es ist so weit. Ich bin müde.«

Dann hat er das Sterbemittel zu sich genommen. Drei Minuten später ist er eingeschlafen und zwanzig Minuten später war er tot. Das nimmt einen schon sehr mit. Für einen Freitodbegleiter ist das manchmal wie der Tod eines guten Bekannten. Es ist nicht einfach, auch wenn man sich sagt, der Verstorbene sei jetzt erlöst. Der Tod ist nichts Schönes.

Ihre Organisation wird immer wieder dafür kritisiert, psychisch kranken Menschen Sterbehilfe zu leisten, obwohl das normale Vorgehen bei eindeutig Suizidgefährdeten Freiheitsentzug und Therapie wäre. Erklären Sie das Vorgehen von EXIT bei solchen Fällen.

Wir begleiten nur ca. vier bis fünf psychisch kranke

Menschen im Jahr, obwohl sich extrem viele psychisch kranke Menschen bei uns melden. Unsere Statuten fordern aber die Urteilsfähigkeit des Patienten, diese muss also auch in solchen Fällen gewährleistet sein. Dies muss vollumfänglich sichergestellt sein. Wir haben etwa gleich viele Stellen, die sich um Anfragen von Menschen mit psychischen Leiden kümmern wie um solche von Menschen mit körperlichen Leiden. Zudem sind wir insofern auch eine Suizidpräventionsstelle, als dass wir zuhören, ohne gleich eine fürsorgliche Freiheitsentziehung vornehmen zu wollen.

Wird EXIT damit als Suizidpräventionsstelle zweckentfremdet?

Vom Staat her besteht sicherlich Verbesserungspotenzial hinsichtlich der Suizidprävention. Zweckentfremdet würde ich EXIT dabei aber nicht sehen. Viele sehen uns als reine Sterbehilfeorganisation. Das sind wir aber nicht. Wir verstehen uns als Patientenhilfsorganisation, ein grosser Teil unserer Arbeit sind Patientenverfügungen und Beratungen. Wir sind offen für alle.

Ist die Sterbebegleitung von psychisch Kranken nicht eine diagnostische Grauzone, gerade was

die Feststellung der Urteilsfähigkeit von Betroffenen anbelangt?

In der Schweiz hat das vollständig gewährte Selbstbestimmungsrecht eine lange Tradition. Die Frage ist, ob man dieses auch einem Menschen zugesteht, der psychisch krank ist. Das Bundesgericht hat allerdings entschieden, dass dies auch einem Menschen mit psychischem Leiden zugestanden werden kann, solange der Suizidwunsch nicht behandelbar ist [s. Bundesgerichtsentscheid BGE 136 || 415, Anm. d. Red.]. Diese Richtlinie verfolgen wir bei EXIT auch. Natürlich können wir nicht allein entscheiden, ob jemand urteilsfähig ist oder nicht. Deswegen müssen auch zwei bis drei Gutachten von unabhängigen Fachärzten erstellt werden. Die Absicherung der Diagnose ist uns wirklich sehr wichtig und wir sind da besonders streng. Das ist eine sehr grosse Verantwortung. Ich wäre manchmal froh, wenn diese Begleitungen nicht gemacht würden, aber dann wäre das Leid grösser. Ich wurde schon von Leuten angerufen, die am Gleis standen.

Wo Menschen im Spiel sind, werden Fehler gemacht. Sind Ihre Gutachten immer gut genug?

In der Vergangenheit waren sie offenbar fehlerlos, bis jetzt sind wir noch nie in Konflikt mit dem Gesetz geraten. Natürlich können Fehler passieren, aber wir haben 32 Jahre Erfahrung und eine sehr tiefe Komplikationsrate. In den Niederlanden, wo die Sterbegleitung von Ärzten durchgeführt wird, liegt die Komplikationsrate bei 25 Prozent.

Sind es für den Patienten qualvolle Komplikationen, die da auftreten können?

Nein, nimmt man eine Überdosis des Schlaf- und Narkosemittels Natrium-Pentobarbital, führt das nicht zu Schmerzen. Ein häufiger Fehler im Ausland ist zum Beispiel, dass bei Patienten mit Tremor [willkürliches, rhythmisches Zucken bestimmter Muskeln, Anm. d. Red.] das Mittel verschüttet wird. EXIT hat immer eine Ersatzdosis dabei.

Sie plädieren für das Selbstbestimmungsrecht. Dagegen kann man die Argumente von Philosophen wie zum Beispiel Kant stellen, die den Freitod auch als gesellschaftliches Phänomen

sehen. Glauben Sie, dass Selbstmord richtig ist?

Wenn ich als Privatperson sprechen darf: Ich verstehe mich selbst als liberalen Menschen und ich glaube, es ist dem Individuum überlassen, ob man sein Leben beenden will oder nicht. Aber auch hier muss man noch einmal unterscheiden zwischen Affekt- und Bilanzsuizid. EXIT könnte von der Gesetzeslage her immer begleiten, doch einem jungen Menschen, der Liebeskummer hat, helfen wir nicht. Beim Bilanzsuizid ist das schon eine andere Frage.

Was man auch oft vergisst, ist, dass die Menschen bei uns nur im technischen Sinne einen Suizid begehen. Sie sind ohnehin sterbenskrank und wollen bloss ihr Leiden abkürzen. Ich finde es unfair, sie deswegen als Selbstmörder darzustellen.

Seit diesem Jahr werden unter Ihren Mitgliedern immer mehr Stimmen laut, die den Altersfreitod befürworten. Wie stehen Sie dazu?

Der Grundgedanke hierbei ist, dass hochbetagte Menschen nicht mehr verpflichtet sein sollen, sich vor einem Arzt zu rechtfertigen. Viele Betroffene finden das unwürdig.

Zu EXIT kommt ohnehin niemand, der gesund ist. Es gibt ja viele Menschen, die auch im Alter ihr Leben noch geniessen. Die würden sicher nicht an EXIT denken. Aber ich persönlich finde, dass ein kranker 85-Jähriger, der im Leben so viele Entscheidungen getroffen hat, dann auch diese letzte Entscheidung selbst treffen darf.

In den letzten zwei Jahren hatten Sie immer einen Stand an der Mustermesse Basel. Machen Sie Werbung für Selbstmord?

Nein, das wäre absurd. Wir wollten vor allem Werbung für Patientenverfügungen und das Selbstbestimmungsrecht machen. Man darf auch nicht vergessen, dass 80 Prozent derjenigen, die mit uns Kontakt aufnehmen, sich für einen anderen Weg entscheiden. Wir verhindern mehr Suizide, als wir begleiten.

EXIT braucht keine Werbung. Jeden Tag haben wir sechzig bis hundert Anmeldungen. Im Augenblick beträgt die Wartezeit fast zwei Monate.

Kein Ort zum Bleiben, aber ein Zuhause auf Zeit

Sterben ist im Zürcher ›Lighthouse‹ alltäglich, und doch ist es niemals eine Routineangelegenheit, wenn ein Mensch das letzte Stück seines Lebens hier verbringt.

TEXT & BILDER: Julia Fauth



Freundliche Mitbewohner

Wie sollte denn so ein Haus auch aussehen, eines, in dem der Tod wohnt? Umgeben von gespenstischer Stille und eingehüllt in düstere Nebelschwaden? Wohl kaum. Doch fast erschreckt es mich, dass das Zürcher Lighthouse an der Carmenstrasse so gar nichts hat von alledem: Umgeben ist das Sterbehospiz von sattem Grün, alten Bäumen und Blumen in fröhlichen Farben. Es fügt sich harmonisch in die Reihe der imposanten, um die Jahrhundertwende gebauten Häuser, die das Bild des Quartiers prägen. Und auch der erste Anwohner, den ich nach dem Lighthouse frage, sagt unbekümmert: »Klar, das kenne ich, liegt gleich da drüben.«

Hemmschwelle Tod

Da stehe ich nun mit 32 Jahren, gesund und mitten im Leben, und muss mich überwinden einzutreten. Als fühlte ich mich zu lebendig für diesen Ort. Doch ganz so einfach könne man es sich eben nicht machen, erklärt mir Andrea Ott, Pflegedienstleiterin des Hospizes, bei einem Kaffee freundlich. Denn aus dem Leben auslagern oder verdrängen liesse sich das Sterben letztlich nicht, das würde auch vielen jungen Menschen auf schmerzhaft Weise bewusst, wenn beispielsweise die Eltern Pflegefälle würden – oder ein junger Mensch selbst. Der jüngste Bewohner des Lighthouse war gerade einmal 26, unheilbar krank. Früher oder später müsse sich jeder mit dem Thema ›Tod‹ auseinandersetzen, meint Andrea Ott.

Eine Feder für ein Leben

Am Tag meines Besuches im Haus brennt eine Kerze im Korridor. Darüber hängt ein Mobile mit Federn.

Eine Feder für jeden Bewohner. Morgen wird Frau Ott eine davon wegnehmen. Vergangene Nacht ist ein Hausbewohner verstorben. 72 Stunden können sich alle, Verwandte, Mitbewohner und Freunde, von ihm verabschieden, 72 Stunden brennt die Kerze, daneben liegt ein Kondolenzbuch. Abschied genommen wird im Lighthouse bewusst.

Trotzdem herrscht keine Grabesstimmung. Im Gegenteil, je länger ich hier bin, desto – jawohl – wohler fühle ich mich. Das Äussere des Hauses spiegelt sich auch in seinem Innern: warme Farben, viel Licht und offene Türen.

Leben, nicht nur Körper sein

Sechzehn Plätze hat das Lighthouse. In der Betreuung und Pflege kann sehr individuell auf die Patienten eingegangen werden. Im Gegensatz zu einer Palliativstation im Spital, auf der es eher um akute Behandlung geht, soll das Lighthouse seinen Bewohnern ein wirkliches Zuhause sein – so der ganzheitliche Ansatz –, in dem jeder Bewohner seiner jeweiligen Verfassung entsprechend im Haus leben, nicht bloss aufs Sterben warten kann.

Andrea Ott zeigt mir das Malatelier, eines der Bäder, den Physiotherapieraum. Ich merke, mit wie viel Menschlichkeit hier gedacht wird. Doch frage ich mich klammheimlich auch, ob diese Art von Luxus-sterbebetreuung gerechtfertigt ist angesichts so vieler anderer Menschen, die unter ganz anderen Bedingungen sterben müssen, ohne Palliativmedizin, Schmerzkiller, Anteilnahme.



Angelika Marcis wohnt im Lighthouse.



Blick ins Grüne aus einem Zimmer



Das Sterbehospiz in der Carmenstrasse

Angelika

Dann treffe ich Angelika Marcis, Diagnose Brustkrebs, die vierte Chemotherapie begonnen, von den Ärzten als unheilbar befunden. Was erwartet mich wohl, ein gebrochener Mensch?

Ich habe Angst vor der Begegnung, dann aber schaue ich in ein offenes, lächelndes Gesicht: »Das Lighthouse ist ein Zuhause für mich«, sagt Angelika Marcis. Sie weiss, dass sie sterben wird. Doch wie das Lighthouse es ihr ermöglicht, mit dieser Diagnose umzugehen, beeindruckt mich.

Angelika Marcis bleibt in vielem autonom: Sie kann Ausflüge unternehmen, soweit dies gesundheitlich geht, die Bücherei besuchen, Pläne für ihren fünfzigsten Geburtstag machen. Daneben lernt sie Ivrit, Neuhebräisch. Gern zeigt sie mir ihr Sprachlernbuch. Sich mit ihr zu unterhalten ist schön, nicht beklemmend.

Letzte Option: Sterbehilfe?

Ich traue mich weiter zu fragen: Wäre eine Sterbehilfebegleitung mit Exit für sie eine Option, wenn irgendwann Schmerzen da wären, die sie nicht mehr ertragen würde? Da schäme ich mich bereits, die Frage überhaupt ausgesprochen zu haben. Doch Angelika Marcis beruhigt mich: Die Frage sei berechtigt, angemessen, und darüber nachgedacht habe sie längst. Aber nein, eine Option wäre das nicht für sie, sagt sie geradeheraus. Weil sie ihr Leben nicht selber beenden möchte, aus spirituellen Gründen, aber auch weil sie Vertrauen habe in die Möglichkeiten der Palliativmedizin im Lighthouse, darauf, dass man ihr hier einen möglichst schmerzfreien Tod ermögliche.

Vertrauen – ein Wort, das ins Lighthouse passt. Vertrauen gewinnen und das Versprechen geben, die Bewohner in ihrem Sterben nicht allein zu lassen, das erscheint mir als einer der wichtigsten Grundgedanken im Hospiz. Nach dem Gespräch mit Angelika Marcis fällt es mir leichter, über den Tod nachzudenken, auch darüber zu sprechen. Ich verlasse das Haus anders, als ich hineingegangen bin: Angst habe ich nicht mehr, gern würde ich wiederkommen.

INFO Sterbehospiz

Träger des Sterbehospizes ist die unabhängige, gemeinnützige »Stiftung Zürcher Lighthouse«, eine Non-Profit-Organisation.

Die Stiftung Zürcher Lighthouse wurde 1988 mit dem Ziel ins Leben gerufen, Aidskranken ein letztes Zuhause zu geben. Heute wird das Lighthouse mit seinen 16 Betten von Menschen mit ganz unterschiedlichen Krankheiten bewohnt. Gemeinsam ist allen, dass sie unheilbar krank sind. Für die meisten von ihnen ist das Zürcher Lighthouse ihr letztes Zuhause.

»Echtes Mitleid tötet nicht«

Ein echter Katholik darf weder Sterbehilfe leisten noch Suizid begehen. Doch wie passt das mit christlicher Nächstenliebe zusammen? Vitus Huonder, Bischof von Chur, hat Antworten.

TEXT & BILD: Alessandro Lägeler

Bischof Huonder, wie steht die katholische Kirche zur direkten wie indirekten Sterbehilfe?

Die Kongregation für die Glaubenslehre hat 1980 das noch heute sehr aktuelle Dokument »Erklärung zur Euthanasie« [Euthanasie: gr. leichter Tod, Anm. der Redaktion] veröffentlicht. Wir stellen die Handlungen oder Unterlassungen infrage, die bewusst den Tod herbeiführen, um dem Schmerz ein Ende zu machen. Das wäre für uns ein Zeichen von falschem Mitleid. Denn echtes Mitleid solidarisiert sich mit dem Anderen, der leidet, und tötet ihn nicht.

Finden Sie es richtig, dass Sterbehilfe in der Schweiz unter bestimmten Kriterien legal ist?

Nein, denn es legitimiert das falsche Mitleid und droht echtes zu ersetzen. Zugleich gebietet die Kirche aber nicht, das Leben um jeden Preis zu erhalten. Es müssen keine ausserordentlichen Mittel zur Erhaltung der Gesundheit eingesetzt werden.

Was würden Sie einem Atheisten auf die Frage nach der Rechtfertigung von Selbstmord entgegenen?

Es ist die Würde, gegen die der Selbstmord geht. Zum Leben muss man Sorge tragen, denn es wurde einem gegeben, ob man nun an Gott glaubt oder nicht. Das Leben durch Suizid zu beenden, ist ein unnatürlicher Akt. Die Allerheiligenlitanei drückt die christliche Gesinnung so aus: »Von jähem Tod befreie uns, o Herr.« Der Christ möchte die letzte Wegstrecke bewusst



durchwandern. Wogegen heute die Bitte eher lauten würde: »Plötzlichen Tod gib uns, o Herr.« Der Tod soll so eintreten, dass keine Zeit zum Nachdenken oder Leiden bleibt. Man möchte die Ohnmacht und die Unverfügbarkeit bannen, indem man den Tod selber produziert. Der Atheist könnte sagen, die Kirche wolle nicht akzeptieren, dass die Menschen heute einfach frei entscheiden wollen. Das Problem ist aber nicht die Freiheit, die dem Menschen zusteht. Das Problem ist eine unwirkliche Überhöhung der Freiheit, als wäre der Mensch Herr über Leben und Tod. Das ist er nicht. So wenig wie er die eigene Geburt beherrscht, so wenig beherrscht er sein Sterben.

Mehr als die Freiheit des Entscheidens will die Aufklärung doch die Freiheit des Zweifels. Sollte die Kirche in einem Europa, in dem jeder Zweite Atheist ist, nicht den Dialog und die säkulare Arbeit stärker suchen als das Gebot?

Dass die Kirche in Dialog tritt, das sollte immer gegeben sein. Die Kirche argumentiert für die Menschlichkeit, die für alle gleich ist. Vor allem wichtig aber ist der Schutz vor der Willkür. Das sehen wir eindeutig an den Gräueltaten der Geschichte.

Keine Grauzonen-Justiz für die Sterbehilfe

Drei Fragen an Bernardo Stadelmann, Vizedirektor des Bundesamts für Justiz.

TEXT: Julia Fauth

Welche Form von Sterbehilfe ist in der Schweiz legal?

Grundsätzlich erlaubt sind die indirekte aktive und die passive Sterbehilfe. Unter indirekter aktiver Sterbehilfe versteht man den Einsatz von Mitteln zur Linderung von Leiden, die als Nebenwirkung die Lebensdauer herabsetzen. Als passive Sterbehilfe gilt der Verzicht auf lebenserhaltende Massnahmen oder deren Abbruch. Solche Handlungen oder Unterlassungen sind aber strafbar, wenn sie

mit Tötungsabsicht erfolgen. Die direkte aktive Sterbehilfe, d.h. die gezielte Tötung einer Person zur Verkürzung ihrer Leiden, ist demgegenüber immer (auch auf deren Verlangen) verboten. Bei der Suizidhilfe wird einer Person i.d.R. eine tödliche Substanz vermittelt, die diese ohne Fremdeinwirkung selber einnimmt. Nur wer »aus selbststüchtigen Beweggründen« jemandem zum Suizid Hilfe leistet (z.B. durch Beschaffung der tödlichen Substanz), macht sich strafbar.

Bewegen sich Organisationen wie Exit in einer juristischen Grauzone, wenn sie psychisch kranken, physisch aber gesunden Menschen Sterbehilfe leisten?

Nein. Das Bundesgericht hat in einem Urteil (BGE 133 I 58) klargestellt, dass Suizidhilfe auch bei psychisch Kranken unter bestimmten Voraussetzungen zulässig sein kann, wobei jedoch »äusserste Zurückhaltung« geboten sei. Der Kranke muss in der Lage sein, seinen Willen frei zu bilden. Dabei ist zu unterscheiden, ob der Sterbewunsch Ausdruck

einer therapierbaren psychischen Störung ist, oder ob er auf einem autonomen und dauerhaften Entschluss einer urteilsfähigen Person beruht. Basiert der Sterbewunsch auf einem autonomen, die Gesamtsituation erfassenden Entschluss, und ist die Person urteilsfähig, darf unter Umständen auch psychisch Kranken Suizidhilfe geleistet werden. Diese Beurteilung setzt ein vertieftes psychiatrisches Fachgutachten voraus.

Sind die juristischen Kriterien, nach welchen beurteilt wird, ob eine Sterbegleitung strafbar oder nicht strafbar ist, eindeutig in die Sterbehilfe-Praxis übersetzbar oder gibt es Grenzfälle?

Grenzfälle gibt es bei allen Straftatbeständen, so auch im Zusammenhang mit der Suizidhilfe. Ein solcher Grenzfall kann z.B. bezüglich der Frage der Urteilsfähigkeit der Sterbewilligen vorliegen. Die gesetzlichen Voraussetzungen, unter welchen die Suizidhilfe straflos ist, sind aber grundsätzlich klar und führen in der Praxis zu wenig Problemen.

In unserem kürzlich mit dem Vizepräsidenten von EXIT, Herrn Bernhard Sutter, geführten Gespräch hob dieser hervor, dass in der Schweiz Verbesserungspotenzial für die Suizidprävention bestünde. Sollte sich die Kirche hier nicht mehr engagieren?

Natürlich. Vor allem ist die Palliativmedizin gefordert, denn die meisten Menschen verspüren den Todeswunsch nicht, weil sie wirklich nicht mehr existieren wollen, sondern weil sie einsam sind oder die Schmerzen unerträglich werden. Andererseits wirkt der Glaube präventiv, wenn er dem Leiden einen Sinn geben kann. Das ausdrückliche Verbot der Selbsttötung hält immer wieder Gläubige von dieser Tat ab.

Lassen Sie mich ein Beispiel machen: Nehmen wir an, ein junger Mann entdeckt, dass er schwul ist, und bekommt deswegen so starke gesellschaftliche und private Probleme, dass er einen Suizid in Erwägung zieht. Da ist es doch leicht einsichtig, dass dieser sich zuerst an EXIT wendet und nicht an die Kirche.

Der junge Mann müsste sich einem Vertreter der Kirche anvertrauen haben, damit wir ihm helfen können. Wir sollten ihn unbedingt mit Wärme umgeben. Die Kirche könnte ihm zu einem Selbstwertgefühl verhelfen – ja, das ist ein gutes Wort: Selbstwertgefühl. Damit liesse sich vieles vermeiden. Die Caritas ist offen für jede und jeden.

Nun könnte der Mann sagen, die Kirche wolle ihn nicht verstehen, wo er sich dies doch so sehr wünscht. Sollte die Kirche sich nicht viel mehr aufs Zuhören konzentrieren, statt von

vornherein zu wissen, was richtig und falsch ist?

Die Kirche hat freilich eine Lehre, die sie vertritt. Und diese Lehre dürfen wir nicht verschweigen, sondern wir sollen mit ihr umgehen. Dennoch ist die Seelsorge dazu da, Einfühlungsvermögen zu zeigen und zuzuhören. Dass ein Seelsorger diese Fähigkeiten mitbringt, erwarte ich von ihm.

Bei EXIT wird besonders viel Wert auf die Urteilsfähigkeit derjenigen gelegt, die sich Sterbehilfe wünschen. Der Katechismus dagegen spricht von mildernden Umständen bei der Versündigung durch Freitod. Sind die Menschen, die Hilfe bei EXIT suchen, mündig oder nicht?

Die Kirche hat lange von einem objektiven Standpunkt aus argumentiert, doch sie hat dazugelernt und einsehen müssen, dass es beim Selbstmord auch eine subjektive Seite gibt. Dennoch sehen wir in einer vermeintlichen Mündigkeit keinen Weg, um dem Leiden im Glauben zu begegnen. Es ist eben auch wichtig, nicht nur die individuelle Perspektive zu sehen, sondern die gesamtgesellschaftliche Dimension, das Menschenbild, nach dem sich eine Kultur richtet. In diesem Bereich bewegen sich kirchliche Aussagen.

Sie sprechen von einem objektiven Standpunkt. Es könnte doch auch sein, dass jemand objektiv – eben wohlüberlegt – zu einem anderen Standpunkt kommt.

Meine Berufung ist es, diesen Standpunkt zu lehren. Das letzte Urteil steht natürlich nur Gott zu.

Schlafen. Nur schlafen.

Der Tod der Naturwissenschaft ist das atemlose Staunen vor dem Nichts. Es ist ein Tod, von dem man nur selten spricht.

TEXT: Alessandro Lägeler

Es gibt im wissenschaftlich-materialistischen Weltbild nichts, das mit dem Tod nicht zu Ende wäre. Das wissenschaftliche Leben ist ein anstrengendes, ein nobles vielleicht. Es ist auch ein überflüssiges; hätte Darwin nicht die Evolution entdeckt, hätte es ein anderer getan.

Der Wissenschaftler verbessert die Welt und hofft, dass jene, die nach ihm kommen, es noch besser machen werden. Und die Menschheit wird alt unterdessen.

Dann gibt es noch jene Verächter des Guten, die sagen, wir seien da, um das Leben zu geniessen. Schweigt oder erzählt das dem Soldaten, der für euch stirbt.

Die Wissenschaft ist eine Methode, die Welt zu verstehen, sie beobachtet die sinnlich wahrnehmbare Welt, die Welt des Objektes, wenn man so will. Sie erklärt das Subjekt nicht. Untersuchen wir den Satz: »Der Mensch ist ein Tier.« Aus wissenschaftlicher Sicht zweifelsohne richtig; doch ein Tier kann keine Schuld tragen. Ein Tier ist nicht zu verurteilen, womit auch der Mensch nicht Tier ist. Im Übrigen halte ich es für wahrscheinlich, dass ein Tier – da der Mensch der Wissenschaft Tier ist –, hat es denn ein genügend komplexes Gehirn, Wissenschaft betreiben könnte.

Der Mensch ist nicht Tier, wo er Subjekt ist. Wenn er liebt und sehnsüchtig zum Horizont blickt, wenn er frei sein will, wenn er in die Nacht geht, obschon sie dunkel ist, dann ist er ganz Mensch.

Und jene, die glauben, die Liebe sei eine biochemische Reaktion, verstehen weniger von der Liebe als ich mit meinen jungen Jahren.

So sagte auch Francesco de Sanctis, emeritierter Professor für italienische Literatur, bei einer Ansprache am Polytechnikum Zürich: »Tatsächlich seid ihr mit euren obligatorischen Stunden hier (...) noch keine Männer, ihr seid, verzeiht mir, dass ich es sage, ein ganz hübsches Tier.«

Und auch der Philosoph Rudolf Eucken rief aus: »So viel Verwicklung und Umständlichkeit in Erziehung und Bildung, in staatlicher Ordnung und sozialem Aufbau, und das alles nur, damit wir schliesslich genau dasselbe erreichen, was das Tier leichter erreicht!«

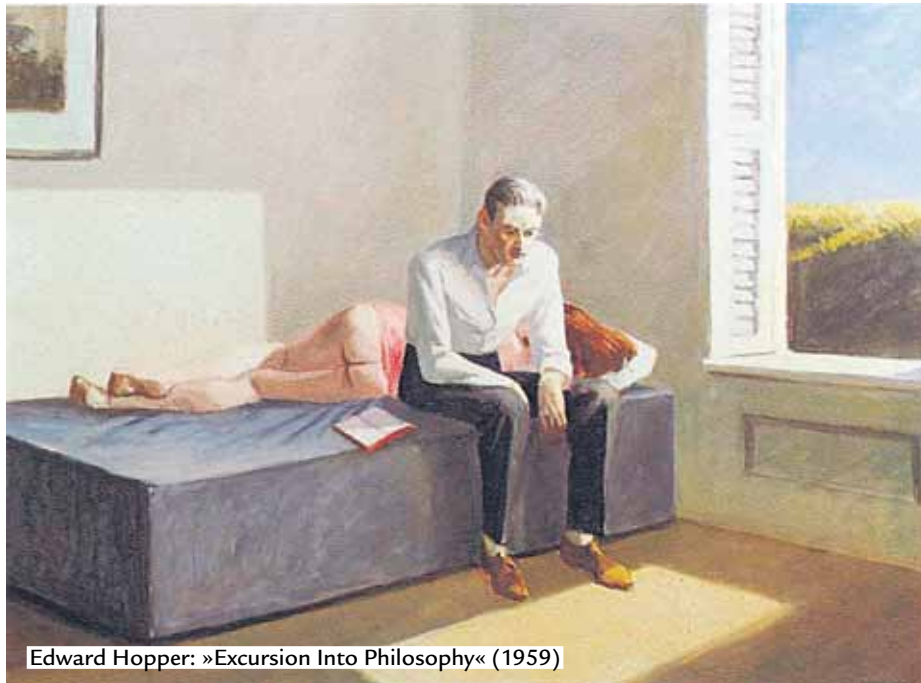
Wir sind Menschen, um menschlich zu werden. Es ist kein Zweck im künstlichen, im sterilen Dasein.

Übrigens ist eines der stärksten Argumente für die Religion die Tatsache, dass jedes Volk seinen Gott hat. Es ist menschlich, an einen Gott zu glauben – und was sollen wir anderes tun, als menschlich zu sein?

Freilich müssen wir aufpassen, dass wir nicht Religion mit den Tatsachen der Wirklichkeit, mit den Fakten der Wissenschaft verwechseln. Die Diskussion um den Kreationismus in Biologiestunden als Beispiel, wie sie vor allem in den Vereinigten Staaten geführt wird, ist schnell beiseite zu legen. In Biologiestunden sollte Biologie gelehrt werden.

Auch bleibt die Erde wohl nicht einen Tag lang einfach stehen, und die leibliche Auferstehung am jüngsten Tag verspricht eine staubige Angelegenheit zu werden. Aber dies sind Metaphern, für die wir sonst keine Worte hätten.

Die religiöse Sicht des Todes ist ebenso wahr wie der Tod der Naturwissenschaft. Die Visionen vom Jen-



Edward Hopper: »Excursion Into Philosophy« (1959)

seits sind poetische Wahrheiten.

Von den Sinnen her kommt das, was wir zum Schönen formen. Die Worte, die wir hörten, werden zu Gedichten. So hat auch Rimbaud für seine Poesie die Verwirrung aller Sinne gefordert. Denn es ist die Schönheit, die uns rettet.

Wir sterben zwei Tode, den traurigen Tod, der schwarz ist, und den schönen Tod – den Tod des Helden, den Tod der Tragödie.

Übrigens gibt es kein Leben nach dem Tod. Mit dem Tod ist das Leben vorbei. Vielleicht geht es danach weiter, irgendwie, aber nicht so, wie es in unsere Vorstellung passt.

»Ich freute mich des einzigen Glückes, das wir haben: Das Glück, zu leben«, schreibt Anna Seghers in ihrem Roman ›Transit‹. Aber es ist merkwürdig mit dem Leben: Wir haben vergessen, was davor war, und Angst, es zu verlieren – denn es ist das Einzige, das wir zu haben glauben. Geld wird ausgegeben, Essen wird ausgeschieden, Wissen vergessen. Doch wir besitzen das Leben noch weniger als alle andere. Es ist in keinem Grundbuchamt hinterlegt, ja wir wissen nicht einmal, ob wir wirklich lebendig sind – einer hat es uns mal gesagt, und er hat gesagt, das Leben sei mit dem Tod vorbei.

Was wir wirklich wissen, ist, dass wir da sind. Die Furcht, das Leben zu verlieren, ist ein Phantasma – es gibt nichts zu verlieren, denn wir haben nie etwas besessen.

Mir scheint jedoch, wir können das Leben mit unseren menschlichen Maßstäben nicht ohne den Tod

begreifen. In Andrej Tarkowskis Film ›Solaris‹ antwortet das Meer auf einem fremden Planeten mehr oder minder intelligent auf das Unterbewusstsein der Menschen. Doch solange das Meer nicht sterben kann, erkennen wir bloss Sinn in seinen Formen. Sprache es in einer Sprache, die unserem Verstand zu hoch ist – ähnlich einer vierten räumlichen Dimension –, dann würden wir nichts Sinnhaftes darin erkennen.

Doch in beiden Fällen ist der Mensch der Erkennende in einer zu ihm sprechenden Natur, wie der Alchemist das Experiment als Spiegel seiner Seele sah.

Die Ursache für die Angst vor dem Tod ist Gier, nichts weiter. Es ist ein zu-viel-Wollen. So wie ein Ertrinkender mit den Lungen voll Wasser stirbt.

Es war Dante, der durch die Hölle, durch den Tod ging, um zur Sonne zu gelangen. Es war Seneca, der sich, als man seinen Freitod wollte, tötete, ohne mit der Wimper zu zucken. Diese haben gelebt, ohne zu zögern. Sie haben getan, was getan werden muss.

Geht mutig dem Tod entgegen, denn ihm verdankt ihr vieles; ihm verdankt ihr, dass ihr eure Frau mit Inbrunst lieben könnt, anstelle der Gleichgültigkeit der Jahrtausende.

Wie ich abends zum Schlaf gehe, sorglos, so will ich sterben. Und wenn ich nicht mehr aufwache, sei's drum, ich habe mein Bestes getan. Ich habe mein kleines Leben weggegeben, es gehörte mir nicht. Und wenn ich meine Augen wieder aufschlagen sollte, so werde ich in die Gesichter jener blicken, die ich vermisste. Laut werden wir rufen: »Wir sind noch hier.«



So eine Suppe löffelt man gern aus.



BILDER: ZVG

GASTRO-TIPP

Schluss mit Sushi

Rohen Fisch sucht man auf der Speisekarte des »Ikoo« vergeblich. Es gibt ja auch sonst genug Verlockendes in der japanischen Küche.

VON Robin Bloch

Zur Vorspeise unseres kulinarischen Abstechers an die Bäckerstrasse bestellen wir Gyoza – Teigtaschen mit einer würzigen Gemüse- oder Hackfleischfüllung. Die Gyoza werden zuerst gedämpft und dann goldbraun angebraten. Der saure, kalte Dip passt wunderbar zu den heissen Köstlichkeiten. Bei den Hauptgängen stehen dann reichhaltige Nudelsuppen im Mittelpunkt. In den kräftigen Brühen stecken

viel frisches Gemüse und würzige Algenblätter. Wir probieren sowohl die dicken Udon-Nudeln als auch die dünneren Ramen. Beide schmecken sie vorzüglich. Zu den Udon gibt es in Tempura-Teig ausgebackene Riesencrevetten. Die meisten Suppen haben Schweinefleisch als Einlage, einige Gerichte kann man aber auch in vegetarischer Version bestellen. Wer keine Suppen mag, gönnt sich zum Beispiel den grillierten Teriyaki-Lachs oder Tonkatsu – panierte und frittierte Streifen vom Schweinekotelett. Beides wird mit knackigem

Weisskohl-Salat und hausgemachtem Miso-Dressing serviert. Zum Dessert schlemmt man sich am besten durch verschiedene Reisküchlein (gefüllt mit Anko – süsser Bohnenmousse) oder Glacé.

Wie in Japan üblich ist das Essen kunstvoll, aber schlicht angerichtet. Auch sonst besticht das Ikoo durch Authentizität. Wer schon in Japan war, erkennt sofort die klaren Aromen der dortigen Küche. Auch die charmante Bedienung kommt hier selbstverständlich aus Japan, genauso wie die Getränke. Nur bezahlt wird nicht in Yen, sondern in Schweizer Franken, was am guten PreisLeistungsverhältnis allerdings nichts ändert.

Da das Restaurant nur etwa 25 Sitzplätze hat, unbedingt frühzeitig reservieren.

Adresse:
Ikoo – Japanese Noodle Soups
Bäckerstrasse 39
CH-8004 Zürich
+41(0)44 370 37 76

Öffnungszeiten:
Montag-Freitag 11.45-14.30 Uhr, 18.00-23.00 Uhr
Samstag 18.00-23.00 Uhr

Hauptgang ab 19 CHF

STUDENTEN-HIT-GUTSCHEIN



Herren-Coiffeur Mona
Universitätstrasse 58
8006 Zürich
Telefon 043 233 87 92

Den Ersten und jeden Dritten Haarschnitt gibt's bei **Coiffeur Mona** für die Hälfte!

Vereinbare sofort einen Termin oder komm einfach ohne Voranmeldung vorbei und bring diesen Gutschein mit!



Weil Sie wissen,
was wir tun.

Jetzt Gönner werden: www.rega.ch



Ein gutes Gespann: Cooper und Smith

MUSIK

Inventions – Musik zum Schweben und Tauchen

VON Philipp Gautschi

Um die Musik von Matthew Cooper und Mark T. Smith zu verstehen, benötigt man Zeit und Ruhe. Ein offenes Ohr für experimentelle Klänge ist zudem erwünscht, jedoch nicht nötig, doch ein paar Grundinformationen zu den beteiligten Musikern sind unverzichtbar: Cooper macht unter dem Pseudonym ›Eluvium‹ seit einem guten Jahrzehnt träumerisch-sanften, elektronischen Minimalismus (Albumtipp: **Copia**, 2007), Smith ist Gitarrist bei ›Explosions In The Sky‹, einer der renommiertesten Bands im Genre Postrock (Albumtipp: **Earth is not a cold dead place**, 2003). Was entsteht, wenn zwei so detailverliebte Klangbastler zusammenarbeiten? Eben **Inventions**.

Das neu erschienene Album der beiden Ausnahmemusiker vereint die elektronisch-düsteren

Klanglandschaften Matthew Coopers mit dem filigranen Gitarrenspiel des Mark T. Smith.

Das Ergebnis ist zweifelsfrei dem Genre ›Experimental‹ zuzuordnen. Experimentelle Musik scheidet ab und zu zugegebenermassen an der Hörbarkeit an sich bzw. an der geringen Toleranz für Sound und Klang jenseits des Mainstreams und an der Ungeduld der ›Generation Download‹. Inventions hingegen vermittelt dem Zuhörer – wenn er sich denn Zeit nimmt, sich hinlegt, die Augen schliesst und die Achtsamkeit auf die auditive Wahrnehmung fokussiert – ein wunderschönes Gefühl des Schwebens und Tauchens. Musik für Träumer, Geniesser, Schlafende, Liebende, Suchende und Hoffende.

[@] <https://www.facebook.com/inventionsmusic>

aktuell im
vdf



Wie verhandle ich?

Fallanalyse, Grundlagen, Übungen

Jeannette Philipp, Christian Stadler
2014, 104 Seiten, zahlreiche Abbildungen
und Illustrationen, durchgehend 2-farbig
Format A5, broschiert
CHF 20.–, ISBN 978-3-7281-3580-3

Der Berufsalltag besteht aus einer Vielzahl von Verhandlungen: mit dem Kunden über den Liefertermin, mit dem Lieferanten über die Qualität eines Produkts, mit dem Arbeitskollegen über die Arbeitsaufteilung usw. Grund genug, den eigenen Verhandlungsstil zu kennen und zu verbessern.

Das Buch zeigt auf, wie man durch kluges Verhandeln eine Win-win-Situation erreicht. Der Fokus liegt auf dem Identifizieren des eigenen Verhandlungsstils, um daraus Rückschlüsse zu ziehen. Ausgehend von einer fiktiven Verhandlungssituation sind verschiedene Aufgaben zu lösen. Zu sämtlichen Übungen gibt es kommentierte Lösungsvorschläge. Basierend auf Beobachtung und Analyse sollte es gelingen, das eigene Verhandlungsgeschick zu optimieren.

**25% Rabatt
für Studierende**

vdf Hochschulverlag AG
an der ETH Zürich
VOB D, Voltastrasse 24
CH-8092 Zürich
www.vdf.ethz.ch

Bestellungen unter:
orders@vdf.ethz.ch
Tel. 044 632 42 42
Fax 044 632 12 32

RÜCKBLICK

6 Jahre Polykum

Sechs Jahre lang Polykum-Geschichte(n) geschrieben und sechs Chefredakteure (üb-)erlebt – *Ansichten eines Zeitzeugen.*

TEXT & BILDER: Hannes Hübner



Ab ins Grüne

Am 4. Oktober 2008 schrieb ich die Mail, die einen kleinen Teil meines Lebens für lange Zeit verändern würde: Ich bewarb mich beim Polykum. Nun, nach geschätzten 55 Ausgaben, ungefähr 150 Bild- und 25 Textbeiträgen mache ich Schluss. Schluss damit, Ausgaben an stolze Omis zu schicken, Schluss mit Abgabeterminen und auch Schluss mit Redaktionssitzungen. Apropos Redaktionssitzungen: Es gab jetzt mehr als sechs Jahre immer Pizza von Domino's dazu, und ich dachte auch dieser Brauch stirbt nie, aber an der letzten Sitzung wurde auch damit Schluss gemacht.

Anfänge

Überhaupt hat sich während meiner Dienstzeit einiges verändert.

Am Anfang war Ivana: Studium an der Uni in BWL, mit Freude am Sonderbaren und Mut zur Provokation. Unter ihr entstanden kontroverse Ausgaben wie ›Frauen‹ oder ›Kunst‹, bei welcher sie als Titelbild die Skulptur eines blutenden Kindes in Nazi-Uniform zeigte. Für beide Ausgaben bekamen wir scharfe Post von leitenden ETH-Stellen. Doch mit ihr machte das ganze Redaktionsteam von sechs Leuten auch mal einen spontanen Ausflug nach Grünigen: Für die Ausgabe ›Grün‹ wussten wir keinen besseren Leitartikel als »Einen Ausflugs ins Grüne«.

Unter Ivana startete meine Karriere wie eine Rakete. Schon in meiner ersten Ausgabe (›Humor‹) hatte ich eine halbe Bilderseite mit Fotos vom ESF. Von den paar Leuten aber, die ich noch auf den Fotos kenne, haben einige mittlerweile das Studium abgebrochen, bei anderen gingen Freundschaften und Beziehungen in die Brüche. So ein Rückblick bedrückt, kann aber auch erstaunen, wenn man sieht, was aus gewissen Leuten geworden ist.

Schon in der zweiten Ausgabe durfte ich das erste von nunmehr neun Titelbildern machen. Ich freute mich riesig und hielt das bereits für den Höhepunkt meiner Karriere beim Polykum. In der Tat folgte eine mittelmässige Phase, in der ich wohl nur Aufträge bekam, weil ich der einzige Fotograf war. Doch heute, im Zeitalter des Grosshandys, hat plötzlich jeder und jede eine Digitalkamera dabei. Deshalb werden Leute wie ich mehr und mehr eingespart. Damals war das zum Glück noch nicht so, und das hat so manche Talfahrt

meines Kontostands verhindert.

Auf und ab

Im November 2009 kam Anita. Sie hat vor allem ein bisschen Struktur in die Organisation gebracht und die Aufgabenverteilung verbessert. Das Team wurde grösser. In dieser Zeit hat auch der VSETH drauf bestanden, seine Zeitung wieder besser zu kontrollieren und mitzugestalten. Deshalb wurde zu Beginn des Heftes kurzum der bekannte VSETH-Teil eingefügt. Am Anfang waren alle Vorstände motiviert, Texte zu liefern, aber wie das halt so ist: Nach einiger Zeit musste das Redaktionsteam auch diese Zeilen (mit-)füllen. Ausserdem kam vom Verband die gut gemeinte Idee, in jedem Heft eine WG zu porträtieren. Zwar hat uns diese Rubrik an die seltsamsten Orte geführt – etwa zum Luxushotel Atlantis oder zu einem Anarchobauernhof in Stettbach –, meistens aber hatten wie ziemlich Mühe, teilnehmende WGs zu finden.

Attraktives Zwischenspiel

Im September 2011 kam Seraina. In meinem Tagebuch findet sich dazu folgende Passage:

›Mittwoch war wieder einmal Redaktionssitzung und wir wussten, dass wir eine neue Chefredakteurin bekommen würden. Kurz bevor ich losging, kam mir noch schnell ein Gedanke: 'Hoffentlich ist es diesmal eine Hübsche.' Und siehe da!«

Nach einiger Zeit hatte sich meine Faszination für ihre persönlichen Reize allerdings gelegt und ich konnte mich wieder auf die Arbeit konzentrieren.

Zwischen Ende 2011 und Mitte 2012 gab es eine Rubrik, ähnlich dem heutigen ›Polykum macht's‹: Damals war's eine Reportage, wo Redakteure verschiedene ASZV-Sportarten testeten. Die Situationen dort waren vielfältig, mal bei Regen Fussball-Bildchen machen, mal bei Hitze dem Superkondi zuschauen. Im Nachhinein war diese Rubrik jedoch ein grosser



Fröhliche Weihnachten!



Insekten... mjam, mjam!

Glücksfall für mich, denn so bin ich in Kontakt mit der ASVZ-Führung gekommen – und auf deren Gehaltsliste.

Kontinuität mit Ken

Ken: Anfang 2013 fühlte ich mich nicht ganz auf einer Welle mit ihm, aber nach einiger Zeit und einigen After-Redaktionssitzungs-Bieren ging es los mit der Sympathie. Heute habe ich sehr viel Achtung vor ihm und werde ihn wohl mal auf ein Bier einladen, wenn er nicht mehr mein Chef ist. Vorausgesetzt, er ist nicht schon in der Traumfabrik Berlin oder verbringt seine Abende mit anderer Begleitung. Jedenfalls entstanden mit seiner Genehmigung aussergewöhnliche Beiträge wie zum Beispiel: »Insekten als Nahrungsmittel – mjam, mjam oder wäh?« (wirklich, wir haben Insekten zu drei verschiedenen Gerichten verarbeitet und degustiert) oder eine dreiseitige Reportage über mein Bauernhof-Praktikum.

Ken liess Raum für Dispute und neue Ideen, je ausgefallener, desto besser. Ich dachte, er würde bis zu meinem letzten Atemzug Redaktionsleiter bleiben, doch es kam ganz anders.

In schnellem Wechsel

Ende März 2014 gab es wieder einen Wechsel in der Redaktionsleitung, eine weitere Seraina sollte kommen. Doch ich merkte schon beim ersten Handschlag, dass es nicht von Dauer sein sollte. Und siehe da, zwei Wochen später verliess sie das Polykum auch schon wieder.

Ende mit Ausblick

Als Nachfolgerin wurde Julia eingesetzt. Sie erschien mir anfangs mysteriös, doch mittlerweile schätze ich sie sehr. Vor allem ihre offene Art und ihre Kommentare. Ausserdem lässt sie mich schlimme Dinge tun, wie hier: Sie lässt mich blanke Brüste auf den Titel drucken – alles unter dem Deckmäntelchen der Kunst. So schliesst sich der Kreis quasi wieder und drum wird es endlich Zeit für mich, beim Polykum Schluss zu machen.

Hannes war freischaffender Student und lebt in Zürich.



Alles Mist!

Impressum

Herausgeber: VSETH, Verband der Studierenden an der ETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 42 98, Mail: vseth@vseth.ethz.ch, Link: vseth.ethz.ch

Redaktion: Polykum, Zeitung des VSETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 56 94, Mail: redaktion@polykum.ethz.ch, Link: www.polykum.ch

Redaktionsleitung: Julia Fauth (jf)

Redaktion: Barbara Lussi (bl), Hannes Hübner (hh), Moritz Vifian (mv), Basil Weibel (bw), Shilpi Singh (si), Anna Dalbosco (ab), Alessandro Lägeler (al), Ilja Shapiro (is), Joannis Koepsell (jo), Elena Kuslys (ek), Patricia Schwitter (ps), Die drei Sonderzeichen, Benjamin Erdman, Patrick Oberholzer, Oriana Schällibaum, Philipp Gautschi, Arnaud Monnard (am), Robin Bloch

VSETH-Teil: Simone Schmieder, Hermann Blum, Florian Glaser

Titelbild: Hannes Hübner

Lektorat: Barbara Lussi

Comic: Thom Grüninger

Layout/Gestaltung: Moritz Vifian

Administration: Barbara Lussi, Tel. 044 632 57 53, info@polykum.ethz.ch

Wettbewerbe und Verlosungen: Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Die Mitarbeiter und deren Partner sind von Wettbewerben und Verlosungen ausgeschlossen.

Adressänderungen: Adressänderungen können selbständig unter www.adressen.ethz.ch vorgenommen werden. Sollte kein Postversand mehr erwünscht sein, kann dies auch unter www.adressen.ethz.ch angegeben werden (Versendungen > Per Post an: keine Postzustellung).

Anzeigenmarketing: Zürichsee Werbe AG, Seestrasse 86, 8712 Stäfa, Telefon +41 (0)44 928 56 11, Fax +41 (0)44 928 56 00, polykum@zs-werbeag.ch

Auflage: Druckauflage 25 443 Exemplare, Mitgliederauflage 15 774 Exemplare (WEMF bestätigt 2013). Das Polykum erscheint 9-mal jährlich.

Druck: St. Galler Tagblatt AG, St. Gallen

Leserbriefe: Das Polykum-Team freut sich über Anregungen, Kritik und Lob.

Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Mail: redaktion@polykum.ethz.ch

Nie wieder Aufschieben

VON Shilpi Singh

«Schluss damit!», wettete Noah, als er völlig überfordert versuchte, seine Arbeit fertig zu tippen. Er brachte keinen anständigen Satz mehr zustande. Je länger er auf den Bildschirm starrte, desto mehr drifteten die getippten Buchstaben auseinander. »So geht das nicht. Ich mach jetzt mal Pause«, seufzte er und holte sich seinen mittlerweile fünften Espresso aus der Küche. Immer dieser Zeitdruck. Er war sichtlich genervt. Genervt davon, dass er sich nicht früher daran gesetzt hatte, dass er nicht eher angefangen hatte zu recherchieren und zu lesen, und nun hatte er nur noch einen Abend bis zur Abgabe seiner Arbeit. Das würde wohl eine Nachtschicht werden. Gesagt, getan.

Am nächsten Morgen war er doch stolz darauf, innert kürzester Zeit eine gute Arbeit herausgehauen zu haben, und gönnte sich das wohlverdiente Bier an einem lauen Frühlingsabend.

»Nächstes Mal, da setz ich mich früher an die Arbeit. Ich werde alles genau durchplanen und etappenweise schreiben. So werde ich keinen Stress haben – und mehr Zeit für meine Freunde. Genau! So werde ich's machen!«

Kaum war die eine Arbeit abgegeben, schneite schon die nächste ins Haus. In einem Monat müsste sie fertig sein. 'Das hat noch Zeit', dachte sich Noah wieder und nahm sich Zeit für seine Freunde. Die hatte er wegen der letzten Arbeit doch arg vernachlässigt.

Er war der Einzige von ihnen, der noch an der Uni war, aber nicht mehr lange, hatte er sich geschworen. Es sollte sein letztes Jahr sein, unbedingt.

Doch schon wieder war es nur noch eine Woche bis zum Abgabetermin. Wieder hatte er nichts zu Papier gebracht.

»Oh nein, nicht schon wieder«, stöhnte er. »Jetzt habe ich schon wieder so einen Stress! Da muss ich durch, aber das nächste Mal, da fang ich früher an.« ■

Ab in die Ferien

...sagen die einen, »ab hinter die Bücher« die anderen. Was auf die einen kleinkariert wirkt, scheint anderen grosskotzig. Es gilt, das richtige Mass zu finden – doch womit misst du? Das Rezept zum Erfolg ist ein bewährtes: Don't follow leaders, watch the parkin' meters!

TEXT: Minou Lahiba Sacrale ILLUSTRATIONEN: Tobias Tschopp



Ingenieurwissenschaften

Zäh und träge wälzt sich der Juni dahin. Im eintönigen aufstehen – an die ETH fahren – lernen – nach Hause fahren zeichnet sich so schnell kein Wandel ab. Die einzige Abwechslung bietet ein Flirt hier und da. Aber nimm es nicht zu leicht, denk an dein Karma. Und: Achte auf deine Gesundheit. Du bleibst und bist, was du isst. Geldsorgen sind auch nicht das Ende der Welt, nur das Ende des Monats.



Systemorientierte Naturwissenschaften

Die Tage halten viel Klamauk für dich bereit. Gib dich den Festlichkeiten und Ausschweifungen ruhig hin. Was die Lernphase angeht: Anzeichen von Gedächtnisverlust könnten alarmierend sein. Aber nicht immer sind subkutane Abklärungen beim Spezialisten hilfreich. Es kommt einiges auf dich zu: Heiss hunger und heisse Wut wechseln sich ab. Denk nicht nur an deine Psychohygiene, sondern auch an deine Mitmenschen.



Architektur und Bauwissenschaften

Auf Lorbeeren kann man sich ausruhen, aber auch das wird auf Dauer unbequem. Es sei dir geraten, dich auf Besseres zu betten – sofern du mit der Snooze-Taste liegen bleiben möchtest. Alles andere dürfte dir aber auch schwerfallen. Mit deinem Chef wirst du keine einfache Zeit haben. Tu ja nichts Unüberlegtes, schon gar nicht am Wochenende. Was gibt es Schöneres, als den Pflanzen auf dem Balkon beim Wachsen zuzusehen?



Management und Sozialwissenschaften

Zerreiss die Ketten! Lass deinen Gefühlen freien Lauf! Das ist deine Chance, Abschied zu nehmen – auf nicht ganz konventionelle Weise. Sei es vom Studium, dem Job, dem Partner, der Heimatstadt. Wer will schon konservativ sein? Betätigung an der frischen Luft vertreibt düstere Gedanken. Träume sind Schäume – stell dich der Realität. Die Belohnung wartet zu Beginn des nächsten Monats.



Naturwissenschaften und Mathematik

Mit jedem Tag wirst du ein Stückchen älter und weiser. Keine schlechte Sache, wenn man es recht bedenkt. Ende Monat tun sich leoliberale Perspektiven auf. Zweimal hinschauen schadet nicht. Achtung! Wenn die Gräserpollen fliegen, heisst es: in Deckung gehen! Auch vor anderen Flugobjekten solltest du dich in Acht nehmen. Wer weiss, was da sonst noch so geflogen kommt: Amorpfeile oder Schlimmeres.

Frauenförderung ohne Resultat

Die ETH rühmt sich, Frauen und den Nachwuchs vorbildlich zu fördern. Dass diese Bemühungen kolossal erfolglos sind, hat Auswirkungen weit über die ETH hinaus, *meint Basil Weibel*.



Wie sich Schüler »Wissenschaftler« vorstellen: vor (links) und nach (rechts) dem Besuch eines Forschungszentrums.

Der Frauenanteil unter den Studierenden an der ETH liegt seit Jahren bei dreissig Prozent. Das ist ein Armutszeugnis sondergleichen. Obwohl seit Jahren ein breites Problembewusstsein für die sogenannte »Leaky Pipeline« besteht, versagen die verwendeten Marketinginstrumente. Der Männeranteil in den Ingenieurwissenschaften liegt seit ganzen zehn Jahren konstant bei neunzig Prozent. Eine Gerade mit Steigung Null, so flach wie der Puls eines Toten. Wer da noch behauptet, seine Förderprogramme seien ein grosser Erfolg, dem scheint das Problemverständnis für die Sache zu fehlen.

ETH weit hinter der Weltspitze

Auf der Website der Stelle für Chancengleichheit liest man denn auch, dass das Massachusetts Institute of Technology (MIT) ein grosses Vorbild der ETH sei, weil dort der Anteil der mit Frauen besetzten Professuren derzeit bei zwanzig Prozent liege. Ein sehr gutes Ziel: Achtzig Prozent Männer scheint ein vernünftiger Anteil zu sein.

Was man dabei nicht erwähnt, ist die Tatsache, dass weltweit führende Universitäten wie das MIT, Stanford, Yale, Harvard oder Princeton unter den Studierenden Männeranteile zwischen 45 und 55 Prozent haben. Die ETH ist also weit abgeschlagen. In den Ingenieurdisziplinen weisen die USA und Kanada sogar doppelt so viele Frauen wie die ETH auf. Dass man dann bei Doktorandinnen und Professorinnen stark steigende Raten ausweist, macht die Sache nicht besser. Bei tiefen Anteilen sind stark steigende Raten schnell erreicht.

Gute Initiativen skalieren

Bis heute gibt es keine stichhaltigen Belege dafür, dass sich Frauen natürlicherweise weniger als Männer für Natur- oder Ingenieurwissenschaften interessieren oder weniger Talent dafür haben. Der tiefe Frauenanteil scheint viel mehr mit falschen Vorstellungen der Ingenieurarbeit und mit der Unbekanntheit der Ingenieurfächer zu tun zu haben, da diese an den Gymnasien nicht unterrichtet werden. Viele Mädchen und Jungen suchen ein sinnstiftendes Studium. Offenbar gelingt es der ETH nicht zu vermitteln, dass ihre Studiengänge in vielerlei Hinsicht eine gesellschaftliche und soziale Dimension haben. Ein klassisches Marketingproblem.

Dabei gibt es an der ETH viele gute Initiativen. Die Wanderausstellung »ETH Unterwegs«, Schnupperwochen,

Roboter für Schulkinder wie »Thymio« oder »Nanins« oder Schülerinnenanlässe von LIMES. Diese Projekte machen alles richtig, ausser eine Sache: Sie erreichen viel zu wenig Mädchen und Jungen. »ETH Unterwegs« hat zwischen November 2013 und April 2014 gerade mal zehn Gymnasien besucht. Bei diesem Tempo braucht man 17 Jahre, bis man alle Schweizer Gymnasien besucht hat. Dass der Schülerinnenbesuchstag von Studentinnen des MAVT auf eigene Faust organisiert wurde, macht stutzig. Müsste es so eine Initiative nicht schon seit Jahren von der ETH selbst geben? Und obwohl die Form des Schülerinnen-tages wohl eine der effektivsten ist: Siebzig Plätze sind einfach zu wenig für die ganze Schweiz. So ein Format müsste in den vierstelligen Bereich skaliert, Gymnasien müssten alle zwei Jahre besucht und Ausbildungsroboter müssten an alle Schulen der Schweiz gesendet werden!

Ein Versagen, für das alle bezahlen

Das Geschlechterungleichgewicht an der ETH hat eine Dimension, die weit über Politik hinausgeht: Wir leben wortwörtlich in einer Welt, die von Männern gebaut wird. Um die Probleme der heutigen Welt zu lösen, braucht es in den Ingenieur- und Naturwissenschaften aber einen Frauenanteil, der dem in den systemorientierten Disziplinen ebenbürtig ist. Wenn das nicht gelingt, wird das Potenzial der Frauen nicht genutzt, und darunter leiden schlussendlich alle. Wer sagt, das sei nicht so einfach, überlege sich Folgendes: Wenn nur dreissig der siebzig von LIMES eingeladenen Mädchen Ingenieurstudentinnen werden würden, dann stiege die Zahl der Frauen in den Ingenieurdisziplinen an der ETH um dreissig Prozent.



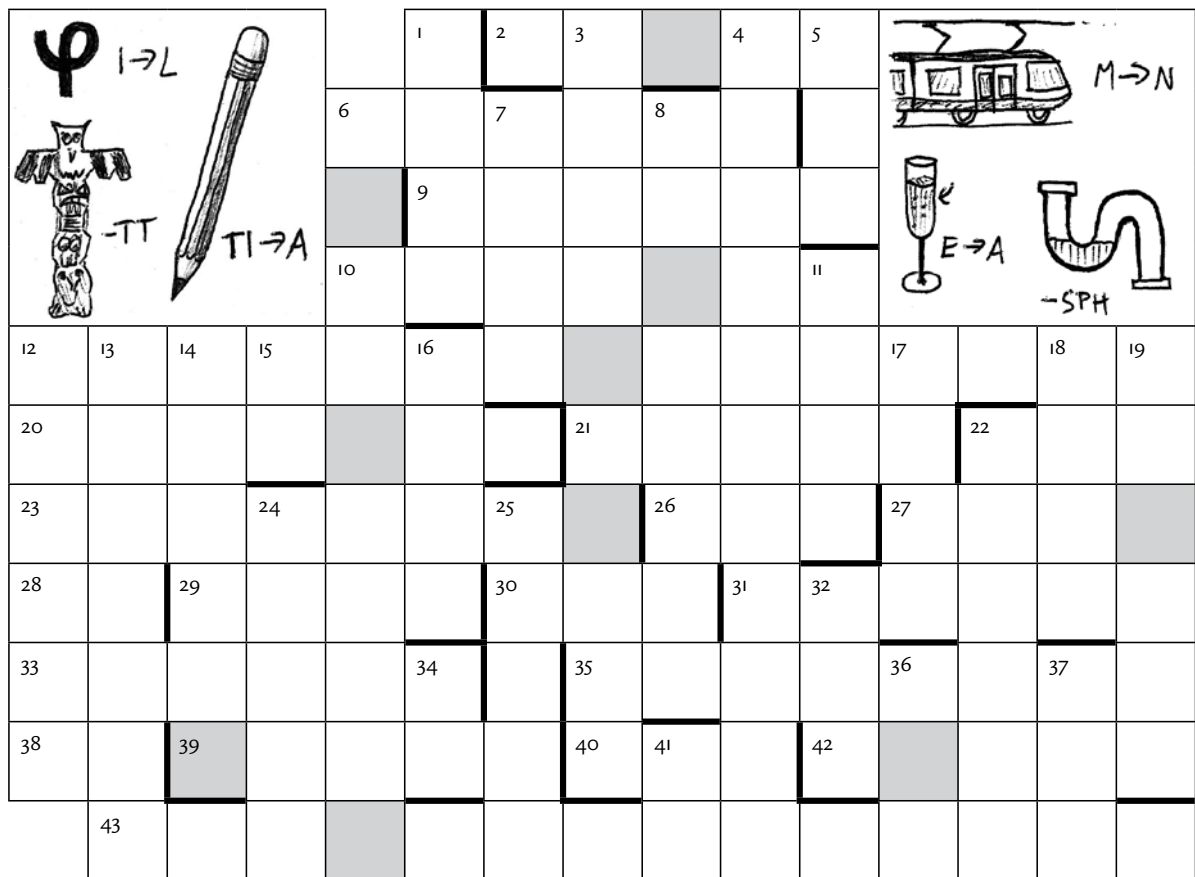
ZUR PERSON

Basil Weibel

Die ETH will exzellent sein und ist daher auf Kritik

und ständigen Diskurs angewiesen. Um Diskussionen in Gang zu setzen, vertritt Polykum-Redaktor Basil Weibel an dieser Stelle seine persönliche Meinung. Seine Kolumne soll als Diskussions-Plattform dienen. Nicht weil die ETH oder der VSETH schlecht sind. Sondern weil sie gut sind.

Du möchtest auf seine Kolumne antworten? Schreib an:
redaktion@polykum.ethz.ch



Es gilt: Y=J, Ä=AE, Ø, Ö=OE, Ü=UE, Ê=Ë=É=E, Á=À=A, Ú=Û=U, Î=I, Å=O=O



KRUXEREI

Ein neuer Fall von den drei Sonderzeichen

VON &, ∞ und # (RÄTSEL, BILDER UND TEXT)

Waagrecht

- 2 Wenn beim Picknick Krümel fallen, findet er daran Gefallen.
- 6 Sowohl das Blau hoch oben, gebraucht auch für Narkose-Drogen.
- 9 In Texas-City pulsiert das Leben; wo Öl und Menschen sich begegnen.
- 10 Dass wir »stopfen, kotzen, vergessen«, wurde dort beschlossen.
- 12 Wenn Arnie Forscher ist, erlebt er die aus Frauensicht.
- 20 Die Proteine sind nicht gut, verursachen sie doch BSE-Food.
- 21 In der Sonnenstaaten-Stadt Horatio stets die Lösung hat.
- 22 »Wohin?«, die Frage, was kommt nun? »Zu der!«, nur die Abkürzung.
- 23 Einer voraus, die anderen hinterher, auch über Klippen in das Meer.
- 26 Mit Vokal erhältst hierdurch Sportschuh, Bombe oder Lurch.
- 27 In »Achtung, Charlie« Kommandant, überzeugt er sonst als Komödiant.
- 28 In Grammatikbüchlein schaue tief, werde final mit Infinitiv.

- 29 Es erfüllt den Töfflibuben, daran umenzuschruben.
- 30 Den Entertainer, mit beiden Händen, ist doch klar, als bekanntestes Musikrichtungsexemplar.
- 31 Fisch ihn leer, den Kopf-füs-ser.
- 33 Dieser Vorgang ist es wohl, der aus Zucker macht Alkohol.
- 35 Für diese französische Delikatesse brauchst Gänse und 'ne Futterpresse.
- 38 Um den Zustand zu erhalten, musst den Schalter richtig schalten.
- 39 Beim Inder mildert's den feurigen Rachen, hilfreich auch beim Vieh-Unterjochen.
- 40 Der Pepe aus Jerez ist geistreich, wenn nichts anderes.
- 42 Im Zuge der Dino-Emanzipation nennt sich nun so Frau Iguanodon.
- 43 So rufst den Römer mit der Zehn, siehst du ihn im Säg'mehl stehn.

Senkrecht

- 1 Ctrl-Z und dann doch nicht, stopp! Nochmals machen, und zwar hopp.
- 3 Bild links
- 4 Bild rechts
- 5 Ob Kälte, Hitze, purer Schmerz, in diesem geht's hirnwärts.
- 6 Tut dieser Fez sich in Winti jähren, steppen dort die Bären.
- 7 Um Kerzen und Salben zu produzieren, braucht man Fett von Kuh und Stieren.
- 8 Hat Ami sich in Mexiko verrant, er so – mit Artikel – wird genannt.
- 11 Kojote bestellt da für wenig Moneten Dynamit, Ambosse und Raketen.
- 12 Willst von Chur aus ins Veltlin, führt der Weg dich wohl hierhin.

- 13 Mit der Bezeichnung, die sämig klingt, Schoggi und Schämpis dem Käufer winkt.
- 14 Öfter stinkt es bis zu ihm... Und doch will jeder mal dorthin!
- 15 Suchst du eine Stelle? Diese Frage stelle!
- 16 Ihr grösster Hit ist nicht ganz hundert, ob ihr sie kennt, ist, was mich wundert.
- 17 Hast ein gutes, so wirst du wissen, welche Lettern wir hier missen.
- 18 Was gibt dein Schulfrenschösisch her? Geraucht hat's fest, doch jetzt nicht mehr.
- 19 Plant man eine grosse Tour, gibt's hier Rucksack, Seil und Schnur.
- 22 Auch die schönen Pomeranzen gehör'n zu dieser Art von Pflanzen.
- 24 Auch Romands müssen spurten, nach Fribourg von »ihrem« Murten.
- 25 Fabeltiers Feder ist begehrt, ist König seine Tochter wert.
- 32 Besitzer einsamer Herzen, Schokoriegel berühmt mit Kerzen.
- 34 Zu laute Musik im Alter sich rächt, hörst Technosilbe bloss abgeschwächt.
- 36 Wird Johnnys Alter umgerührt, zu Teil von Raggae und Gärten führt.
- 37 Umkehrpräfix für den Mathemann; Historiker denken an die Jeanne.
- 41 Sein Einverständnis geben, ohne verbal abzuheben.

Setze das **LÖSUNGSWORT** aus den grauen Feldern zusammen. Die schnellste Einsendung an cruxereien@polykum.ethz.ch wird mit einem **50-FRANKEN-GUTSCHEIN** der Polybuchhandlung belohnt. Unter allen weiteren Einsendungen bis zum 04.07.2014 wird ein zweiter Gutschein verlost.